Das Haus der Hofräthin.

Das Haus der Hofräthin.

Familiengemälde aus der modernen Welt

von

Paul Stein.

Erster Band.

Leipzig,
Fr. Ludw. Herbig.
1859.

1.

Es war gegen Ende des Winters, an einem jener nassen, grauen Tage, welche jede frohe Erwartung des nahenden Frühlings mit ihren verdrießlichen Launen wieder hinter den Ofen zurückscheuchen. Stürmisches Windgebrause, das befehlend der Süden dem Norden zusandte, fuhr durch die Straßen der alten Stadt A— und leckte gierig den letzten weichen Schnee von den Dächern ihrer Häuser. Ueberall sah es feucht und unbehaglich aus; der trübe Himmel hing schwer über den Wohnungen der Menschen und umnachtete sie ungewöhnlich früh; dennoch wollten sich die großen Fenster der hohen Häuser nicht recht erhellen, um mit ihrem Lampenstrahle und Kerzenflimmer die Unfreundlichkeit des frühen Abends zu lichten.

Mit den Fastnachts-Freuden hatte die gesellschaftliche Vergnügungsjagd ihr Ende erreicht, die glän-

zenden, sich überstürzenden Winterfreuden waren vorüber; allenthalben machte sich eine unbehagliche Ruhe, eine gewisse Abspannung bemerklich, die man selbst leblosen Gegenständen anzusehen glaubte. Wind und Wetter in ihrem Kampfe mit der Natur schienen allein sich geltend machen zu wollen. Kein Wagen rollte durch die Straßen, um vor glänzend beleuchteten Hotels anzufahren, nirgends hörte man fröhliche Töne, nur da und dort ein gedämpftes Summen des geschäftigen Lebens.

In einem großen Hause der Stadt, das zu den angesehensten und belebtesten gehörte, war es gleichfalls ungewöhnlich still, nur zwei Fenster an der Vorderseite desselben sah man erhellt. Es war das Wohnzimmer der Familie Leon, das in dieser Jahreszeit zwischen Winter und Frühling häufiger als sonst benutzt wurde; doch schien es beinahe, als ob das Unbehagliche, das draußen überall herrschte, einen Nachhall in dem inneren Raume dieses Hauses gefunden hätte, denn trotz der eleganten Ausstattung des Gemaches, in dem Mutter und Kinder sich befanden, vermißte man jenes gewisse Etwas, jenen unbestimmten Zauber, der, ein unbeschreiblicher, aber tiefempfundener Hauch, oft das einfachste, wie

das prachtvollste Gemach mit heimlich süßem Wohlbehagen häuslicher Gemüthlichkeit durchweht.

In einer matt erhellten Ecke des geräumigen Zimmers saß auf einem niedern Sammetschemmel ein schmächtiges Mädchen. Sie war in dem Alter jener Uebergangsperiode, wo man nicht recht weiß, ob man die jungen Damen noch zu den Kindern, oder schon zu den Erwachsenen zählen soll. Sie sah in dem Halbdunkel nicht ansprechend aus. Ihre unregelmäßigen Züge zuckten oft unheimlich zusammen, und ihr dunkles Auge irrte so unstät umher, als ob es unfähig sei, irgend einen Gegenstand zu fassen und festzuhalten. Es schien, als ob dieses junge, blasse Wesen, das in der matterhellten Ecke des reichen Gemaches kauerte, sich mit ganz andern Gedanken und Empfindungen beschäftige, als mit kindlich frohen Träumen, die so jugendlichem Alter allein Glück und Reiz verleihen. Am andern Ende des Zimmers, in einer Fensternische, hinter tief herabhängenden Gardinen, stand ein zierliches Tischchen mit einem Lesepulte und einer kleinen beschatteten Leuchte, deren Licht auf ein offenes Buch fiel, in dessen Inhalt eine Dame vertieft war. Ihr Kopf lag etwas müde in der stützenden Hand;

man konnte in dieser Stellung bei dem gedämpften Lichtstrahle ihre Züge nicht deutlich erkennen, doch zeigte er, an ihr herabgleitend, die schönen, üppigen Umrisse einer jugendlichen Gestalt.

Auf einem weichen Divan ruhte in halbliegender Stellung eine ältere Frau mit noch hübschem Gesichte. Der volle Strahl der großen Lampe, welche auf dem Tische stand, fiel hell auf sie, wie auf die sie zunächst umgebenden Gegenstände. Sie bildete gleichsam die Hauptfigur in diesem abendlichen Familienbilde, das sich recht schön ausnahm, aber ohne gemüthlich heitere Lebendigkeit war. Mutter und Kinder schienen abgespannt und der Ruhe bedürftig zu sein, doch jene so wohlthätige und erfrischende Ruhe weder zu suchen, noch zu finden, welche trauliche Mittheilungen im engen Familienkreise selbst auf die abgespanntesten körperlichen und geistigen Kräfte hervorzubringen vermag, und den beschränkten friedlichen Raum eines Familienzimmers so oft zum glücklichsten Aufenthalte macht. Eine drückende Stille lag, man möchte sagen, sichtlich schwer auf dem Gemache, in welchem sich die Hofräthin mit ihren Töchtern befand. Nur der eintönige Schlag der kostbaren Uhr auf dem Marmortische unterbrach dieselbe. Sie schlug

langsam mehrere Mal, allein Niemand horchte darauf, kein Auge richtete sich fragend nach dem Zeiger, keine Bewegung verrieth, daß diese Mahnung an die schnell verrinnende Zeit ein Ohr erreicht habe.

Da ließ sich ein schleppender Gang auf dem Vorplatze hören. Das blasse Mädchen in der Ecke wandte mit rascher Bewegung den Kopf zur Seite, die schöne Leserin am Fenster blickte von ihrem Buche weg, und die Hofräthin erhob sich überrascht aus ihrer ruhenden Stellung.

„Was mag nur der Vater wollen?" frug Paula staúnend, ohne sich jedoch von ihrem niedern Sitze zu erheben.

Die Hofräthin zuckte die Achseln und lauschte neugierig auf die Schritte, welche sich langsam der Thüre näherten.

Sie öffnete sich leise, als ob der Oeffnende noch unentschlossen sei, ob er auch wirklich eintreten solle; nur zögernd überschritt er die Schwelle. Es war eine kleine, schmächtige Gestalt mit vertrockneten Gesichtszügen und mattblauen, nur wenig belebten Augen. Beinahe schüchtern trat der Herr des Hauses in das Familienzimmer; langsam näherte er sich seiner Frau und hielt ihr einen offenen Brief hin.

„Lies, Auguste", sagte er mit klangloser Stimme, in der jedoch ein leises Beben bemerkbar war; auch blitzte sein Auge einen Moment lebhafter auf, als seine Frau ihm den Brief aus der Hand nahm.

Mit einem Anfluge von Aengstlichkeit sah die Hofräthin auf das Papier, das sie hastig ergriffen hatte, indem sie frug:

„Was ist's Anselm?"

„Lies," gab er ruhig zur Antwort.

Sie durchflog das Schreiben, und ihre Züge erheiterten sich sichtlich dabei.

„Ah, sieh doch!" athmete sie auf, wie von einer plötzlichen Furcht befreit. „Das ist ja schön, recht erfreulich, Anselm. Dein Bruder kommt in unsere Nähe, erhält eine bessere Stelle, und ihr lange Getrennten werdet endlich doch noch zusammengeführt."

„Ich werde eigentlich jetzt erst meinen Bruder kennen lernen," sagte nachdenklich der Hofrath.

„Wenn er oft zu dir kommt, ja dann vielleicht," lächelte sie, „denn außer deiner Studierstube, deiner Gelehrsamkeit und deinem Amte interessirte dich nur noch das Casino, alles Andere war dir stets gleichgültig und wird es auch bleiben."

„Das solltest du nicht dulden, Mama," rief

Paula in etwas unartigem Tone aus ihrem Winkel hervor.

Sie erhielt keine Antwort; nur ein unwilliger Blick ihrer Mutter traf sie. Der Hofrath schien diese Bemerkung überhört oder nicht verstanden zu haben; er sah eine Weile stille vor sich nieder, als denke er über Mancherlei nach, endlich sagte er:

„Es ist so, wie du sagst, Auguste, und ich weiß es nicht zu ändern. Ich werde keine Zeit gewinnen, Albrecht auf dem Dorfe zu besuchen; er muß zu mir kommen, wenn wir näher mit einander bekannt werden sollen.“

„Ist der Oheim Dorfschullehrer oder Prediger?“ frug Emmi, etwas träumerisch von dem Buche aufsehend, in das sie sich wieder vertieft hatte.

Paula lachte laut auf: „Er predigt Gottes Wort, und lehrt das dumme Volk beten; somit, schöne Emmi, ist er beides in einer Person.“

„Schweige, Paula!“ rief die Mutter in befehlendem Tone.

„Ist das Kind noch immer so böse?“ frug kopfschüttelnd der Vater. „Du solltest dies doch ändern, Auguste.“

„Wer kann diese schlimme Natur bezwingen?“

erwiderte sie ziemlich gleichgültig. „Paula bleibt so unartig als häßlich. Doch lasse uns jetzt an angenehmere Dinge denken.“

Sie wandte sich zu Emmi mit der Frage, ob das blaue Fremdenzimmer in Ordnung sei?

„Ich glaube nicht, Mama,“ erwiderte diese aufstehend. „Es wurde ja erst heute wieder leer.“

„Der letzte Fastnachtsbesuch spukt noch darin herum,“ spottete Paula. „Lasse es erst ausräuchern, zarte Emmi, daß es nicht zu unheilig für den Onkel Pastor ist.“

„Welche Unart!“ verwies die Hofräthin ärgerlich. „Du wirst mit jedem Tage unliebenswürdiger, statt daß du dich bemühtest, durch dein Benehmen deine Häßlichkeit vergessen zu machen, um wenigstens einst leidlich in der Gesellschaft erscheinen zu können.

„Soll ich sentimentale Romane lesen, wie Emmi?“ frug Paula mit ernster Miene, aber höhnendem Tone. „Soll ich mich durch sie für unser modernes Haus bilden? — Glaubst du nicht, Mama, daß ich trotz meiner Häßlichkeit dann fähig würde, auch eine Rolle in deinem Salon zu spielen?“

„Du bist unausstehlich! Geh auf dein Zimmer!" rief die Hofräthin heftig.

Paula erhob sich langsam und entfernte sich schweigend, doch über ihr blasses Gesicht zog es grollend wie Schmerz und Hohn.

„Wäre sie nur wenigstens hübsch," meinte die Hofräthin zu Emmi gewandt, „ihr sonderbares Wesen würde vielleicht als barock interessiren; aber so ist sie völlig untauglich, in die Welt eingeführt zu werden, und bleibt eine wahre Last für uns."

„Wer weiß," sagte Emmi, mit kaum merklichem Achselzucken; „Herr von Spaa fand unlängst Paula's Augen schön, ihr blasses Gesicht pikant, und meinte, sie könne sehr interessant werden."

Nach diesen Worten suchten ihre Augen den hohen Spiegel, eine wichtige Frage an ihn richtend. Er schien sie zu ihrer Zufriedenheit zu beantworten, denn sie lächelte wohlgefällig ihrem schönen Bilde zu, und die vielversprechenden Augen der jüngeren Schwester kamen ihr nicht sehr gefährlich vor.

Der Hofrath ging inzwischen in eigenthümlicher Verlegenheit im Zimmer auf und ab. Er hätte gern von dem Bruder gesprochen, dessen Ankunft schon in der nächsten Stunde erfolgen konnte, um vorher

seine Erinnerungen an ihn noch etwas aufzufrischen. Die Nachricht des baldigen Wiedersehens hatte ihn überrascht und sonderbar aufgeregt, er wußte selbst nicht recht, ob freudig oder beengend. Dieses Ereigniß brachte ihn aus seiner gewohnten Weise und berührte ihn deshalb unangenehm, während doch auch wieder ein freudiges Gefühl sein trocknes Herz bewegte. Dieser Zustand war ihm peinlich; er suchte herauszukommen, und sah zuweilen, gleichsam Hülfe suchend, Frau und Tochter an.

Aber Beide schienen die Nachricht von des Pfarrers Ankunft vergessen zu haben; sie sprachen über ganz andere Dinge, und er wußte nicht, wo er sie unterbrechen, und wie er beginnen solle.

Endlich sprach Emmi wieder von dem Ordnen des Fremdenzimmers, und ging hinweg, das Nöthige zu besorgen.

„Der Pfarrer hat auch Frau und Kinder; nicht wahr, Auguste?"

Mit dieser einleitenden Frage suchte der Hofrath ein Gespräch über seinen Bruder anzuknüpfen.

„Du mußt doch wissen, daß er verheirathet ist," gab seine Frau kurz zur Antwort. „Ich glaube, er hat eine einzige Tochter."

Damit nahm die begonnene Unterredung wieder ein Ende, und der Hofrath ging, wie zuvor, in einer mehr bangen als freudigen Erregung kopfschüttelnd im Zimmer umher.

Für seine Frau war der ganze Zwischenfall von gar keinem besonderen Interesse; sie sah in der künftigen Nähe der verwandten Familie weder ein erfreuliches, noch lästiges Ereigniß für sich. Ob die Verwandten in ihrem Hause, das stets von Gästen wimmelte, auch noch aus- und eingingen, war ihr ziemlich gleichgültig. Sie kannte den Bruder ihres Mannes kaum, seine Frau und Tochter hatte sie nie gesehen, überhaupt noch keine Stunde ihres Lebens sich mit diesen drei Personen beschäftigt; sie waren ihr deshalb auch von keiner Wichtigkeit.

Die beiden Brüder hatten sehr früh ihre Eltern verloren und waren getrennt bei Verwandten erzogen worden. So hatten sich auf diese Weise, bei ganz verschiedener Erziehung und manchen Abweichungen in ihrer innern Natur, auch sehr verschiedene Charactere bei ihnen entwickelt. Da sie sich sehr selten und nur auf kurze Stunden sahen, so blieben sie sich fremd, und es kam nie zu einer innigen Annäherung zwischen ihnen, die das Ungleichartige ausgeglichen, oder doch

freundlich vermittelt hätte. Dennoch schien es, als ob das heilige Band der Natur, durch die fröhlichen Kindererinnerungen befestigt, sie liebend aneinander halte.

Der Pfarrer schrieb früher häufig an seinen Bruder und erhielt auch mehrere Jahre regelmäßig Antwort von ihm; aber nach und nach wurden diese Boten der Liebe, diese Verkünder häuslicher Ereignisse, immer seltner, und nachdem der Hofrath längere Zeit seinem Bruder auf mehrere Briefe keine Antwort mehr gegeben, blieben fortan auch die Nachrichten von jenem aus.

Nur einmal seit des Hofraths Verheirathung hatte ihn der Pfarrer noch gesehen, kurz zuvor, ehe er Seelsorger einer kleinen Gemeinde in einem sehr abgelegenen Dörfchen des Landes geworden war. Jetzt, nach langen Jahren bekam er eine bessere Stelle in der Nähe von A— und überraschte seinen Bruder sowohl mit dieser Nachricht als der Ankündigung seines Besuches in den nächsten Tagen. Dieses Ereigniß, so wie die baldige Ankunft des Pfarrers verwirrten den Hofrath, der nur selten an etwas Anderes als an sein Amt und seine Studien dachte. Darum wurde sein Schritt in so ungewohnter Stunde mit Befremden gehört.

Außer der Mittagszeit kam er nie in das Familienzimmer; das Frühstück nahm er an seinem Arbeitstische ein, und einen Theil des Abends brachte er im Casino zu. Diese Gewohnheiten waren bei ihm zu einer so pedantischen Regel geworden, daß sie zu stören nicht leicht möglich war. Auch heute konnte die erwartete Ankunft seines Bruders ihn nicht von dem Gange ins Casino abhalten; mit dem Glockenschlage sieben verließ er seine Frau, neben welcher er seither schweigend auf- und abgegangen war.

Die Hofräthin, welche nur durch seine Anwesenheit an den bevorstehenden Besuch erinnert wurde, vergaß diesen gänzlich, als er sie verlassen hatte. Sie kehrte schnell zu ihrem früheren Gedankengange zurück, konnte aber dieselbe ruhige Haltung nicht mehr finden. Bald ging sie heftig umher, bald blieb sie sinnend stehen, bald verrieth ihr ausdrucksvolles Gesicht unangenehme Sorgen, oder strahlte in triumphirendem Lächeln.

Da öffnete sich ungestüm die Thüre. Ein eleganter, sehr hübscher junger Mann trat ein und warf sich, ohne zu grüßen, in einen Sessel, indem er verdrießlich murrte:

„Welch ein unerträglich langweiliges Dasein,

Mama! Ich halte ein solches Leben nicht mehr aus! Denke doch, theure Mama, Jahr aus, Jahr ein in einer staubigen Schreibstube unter langweiligen Acten zu sitzen, ohne eigentlich zu wissen, warum? Wäre der Hofrath ein Papa mit Sinn und Verstand, er hätte mir längst durch seinen Einfluß eine Anstellung verschafft, aber mit solch gelehrten Pedanten ist nichts anzufangen. „Das geht seinen regelmäßigen geordneten Geschäftsgang," ist Alles, was ich zu meinem Troste höre, wenn ich je einmal mich unterfange, zwischen Gemüß und Braten ihm meine Noth zu klagen. Ich wette, Mama, wette hundert Flaschen Champagner, die vacante Assessorstelle läuft mir auch wieder davon, wie alle derartigen früheren Hoffnungen."

„Ich behaupte das Gegentheil, Theodor," sagte beschwichtigend seine Mutter. „Nur darin hast du Recht, daß dein Vater kein Verdienst dabei hat. Was kann man auch bei einem so dürren, trocknen Leben, wie das seine ist, für das Glück der Familie erwarten? Ich baue unsere Zukunft auf festere Stützen. Wir machen ein Haus, durch unsere glänzende Stellung in der Gesellschaft, durch meinen Einfluß wird dir, trotz deiner großen Jugend, die vacante Stelle

werden. Habe nur noch ein wenig Geduld, dann wird sich Vieles ändern; ich muß sie ja auch haben, und ich trage schwerer daran als du."

Bei diesen letzten Worten seufzte die Hofräthin und sah ihren Sohn forschend an.

Er bemerkte es und rief spöttisch:

„Welch ein unermeßliches Glück für unser Haus, wenn ich Assessor bin!"

„Es ist doch eine Anstellung, eine beginnende Laufbahn im Staatsdienste, ein Rang, eine Stellung, die viel Angenehmes nach sich ziehen kann. Du bist schön, Theodor, hast viele empfehlende Eigenschaften, dies muß und wird bei dir die fehlenden Kenntnisse ersetzen; du machst gewiß eine schnelle Carriere, wenn auch auf andere Weise, als dein gelehrter Papa."

„Möchte sie auf seine Weise auch nicht machen. Gott bewahre mich in Gnaden davor! Ich will mein Leben genießen, Mama, du wirst mir erlauben in deine Fußtapfen zu treten."

„Du hast bis jetzt nichts versäumt," rief die Hofräthin schnell. „Deine enormen Schulden beweisen es zur Genüge."

„Ich ahme auch darin nur dir nach, theure

Mama," lachte leichtsinnig der Sohn und küßte galant die Hand seiner Mutter. „Ich tröste mich über diesen Punkt leichter, seit ich weiß —"

„Schweige davon," fiel sie rasch ein und legte ihre schöne weiße Hand auf seinen Mund. „Diese Dinge beschäftigen meine Gedanken unangenehm genug; lasse uns über etwas Freundlicheres sprechen."

„Du wirst dich doch nicht tragischen Ideen hingeben? Nur dies nicht! Das ware ja entsetzlich langweilig."

Theodor gähnte, streckte seine Füße aus und lehnte sich schläfrig in den Sessel zurück.

Die Hofräthin trat zu ihm, legte ihren Arm auf die weiche Lehne, strich die etwas verworrenen Locken aus der Stirne ihres Sohnes und fuhr ihm schmeichelnd über die Wange.

„Du weißt," sagte sie in höchst vertraulichem Tone, „daß ich mit Leichtigkeit alle unangenehmen Dinge abschüttle, und mich nie von ihnen beherrschen lasse. Man lebt nur einmal und muß daher auch die Genüsse dieses kurzen Lebens auszubeuten suchen, aber trotz alle dem kommen doch Lagen, in denen man sich sehr unbehaglich fühlt, die störend

in die gewohnte Lebensweise eingreifen, und nur durch außergewöhnliche Mittel zu beseitigen sind; ich hoffe darum auch, Du wirst —

„Deine Erwartungen noch übertreffen,“ ergänzte heiter Theodor. „Gewiß, verlasse dich darauf. Ich werde Minister und heirathe eine Million.“

„Vorerst nur Assessor,“ sagte etwas ärgerlich die Hofräthin, „und bewirbst dich um die reiche Waise.“

„Kann denn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen? Ach, Mama, er schmeckt greulich bitter.“

„Du wirst ihn bald süß finden, Theuerster,“ lächelte zuredend die besorgte Mutter. „Denke an Anna's großes Erbe, das du mit ihrer Hand bekommst; die kleine Frau wird dich wenig geniren und ihr Geld dir alle Genüsse des Lebens verschaffen. Auch weißt du ja recht gut, daß eine reiche Heirath unumgänglich nöthig für unsere Stellung ist; ich wüßte sie sonst nicht lange mehr zu behaupten. Die Geldverlegenheiten häufen sich, es kostet viel, ein Haus zu machen, unsere Mittel sind längst erschöpft, und dein Vater, der von allen häuslichen Angelegenheiten nichts weiß, darf unsere jetzige Lage nie erfahren, es nützte auch zu nichts, würde

ihn nur außer Fassung bringen und sicher zu einem Eclat vor der Welt führen. Deshalb muß durch dich und Emmi bald eine glückliche Aenderung eintreten, denn ich ertrüge es nicht, auch nur ein Haarbreit von dem Boden zurückzutreten, den ich bis jetzt zu behaupten wußte."

Theodor seufzte tief auf, und sagte mit komischem Pathos:

„So sei es denn! Ich bin bereit als erstes Opfer auf dem Altare des Hauses zu bluten; — aber Emmi? beste Mama. Glaubst du wirklich, daß Herr von Berger ernste Absichten hat?"

„Ich hoffe es. Er bewundert ihre Schönheit, das sieht man deutlich; aber er ist von einer fast unbezwinglich steifen Höflichkeit. Man muß suchen, in ein vertrauteres Verhältniß mit ihm zu kommen. Deine Verlobung, deine Heirath werden Veranlassung zu Familienfesten geben. Man zieht ihn dazu. Der Glanz, den wir entfalten, täuscht ihn über unsere wahren Verhältnisse, und das ist durchaus nothwendig, denn ich fürchte fast, er hat eine Ahnung davon, die ihn bis jetzt abhielt, sich uns mehr zu nähern. Hast du eine reiche Braut, so wird dies auf ihn, wie allenthalben, einen günstigen Ein-

druck hervorbringen, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sicher darauf rechne, daß deiner Heirath mit der reichen Erbin Emmi's Verbindung mit Berger auf dem Fuße folgen wird."

„Ich glaube nicht so fest daran, Mama, und meine, wenn Emmi's Schönheit den steifen Junggesellen entzückte, so hätte er sich schon längst erklärt; er ist alt genug, um des ehelichen Glückes sich theilhaftig zu machen; mein gutes Beispiel sollte hier nicht nothwendig sein."

„Ich bitte dich," sagte eindringlich die Hofräthin, „mache keine weiteren Einwendungen. Ich bin überzeugt, daß durch dich und Emmi das Glück unseres Hauses seinen Glanzpunkt erreichen wird; doch zögere nicht länger mit deiner Bewerbung um Anna."

„Ich will nur noch meine Ernennung zum Assessor abwarten; früher wird Anna's alter Tante doch nicht beizukommen sein."

„Das überlasse mir, das sei meine Sorge. Mein Plan ist reif."

„Du bist gar zu gütig, Mama. Ich habe keine große Sehnsucht nach langen Bräutigamsfreuden, besonders unter der Drachenherrschaft von Anna's Tante."

„O, die ist nicht weit her," lachte die Hofräthin. „Die beschränkt sich auf ihre altväterischen Vorurtheile, welche sie Einfachheit, Tugend und Sittsamkeit tauft, was sich höchst sonderbar neben dem Reichthume ihrer Nichte ausnimmt. — Du wirst eine sehr bescheidene, sorgsame und tugendhafte Hausfrau bekommen."

„Und eine sehr langweilige," gähnte Theodor.

„Ihr Geld wird dir die Langeweile fern halten und alle unsere Sorgen beseitigen. Drum frisch ans Werk, Theodor! lasse die Zeit nicht unbenützt verstreichen; ein Anderer könnte dir zuvorkommen. Höre meinen Plan, wie diese Angelegenheit am besten zu beendigen ist. —

„Paula stürzte in diesem Augenblicke zur Thüre herein, die Unterredung zwischen Mutter und Sohn unterbrechend.

„Der Onkel Pastor stolpert so eben die Treppe herauf," rief sie laut. „Die Frau Pastorin hinterdrein, wenn es nicht der Schatten des Schwarzen mit dem weißen Haupte ist."

„Wie kommt Paula zu solchen Possen?" frug Theodor erstaunt.

„Ach, der Schwager!" sagte die Hofräthin, eben

nicht angenehm berührt. „Des Vaters Bruder kommt, der Landpfarrer, du wirst dich erinnern Theodor — —“

Sie ging auf die Thüre zu.

Theodor legte die Hand an die Stirne, als besänne er sich auf eine früher einmal gehörte Mähre.

Es klopfte.

„Herein! Nur herein!“ rief Paula mit schallender Stimme, sprang dann in ihre Lieblingsecke und setzte sich dort auf den Schemmel nieder.

Die Thüre that sich weit auf. Unter derselben erschien eine sehr kräftige Gestalt mit alterndem, aber ungemein hübschem Gesichte, das weiße Locken ehrwürdig umwallten. Ein freundliches, glänzend blaues Auge drang forschend in das Zimmer und eine klare Stimme sprach:

„Gott zum Gruße, meine Lieben!“

„Ah, willkommen, Herr Schwager!“ rief die Hofräthin dem Pfarrer mit der ansprechenden Freundlichkeit entgegen, die sie stets zum Empfange ihrer Gäste bereit hatte. „Sehen wir Sie endlich einmal bei uns? Das war eine lange Trennung zwischen so nahe verwandten Familien!“

„Gott weiß es, es that mir oft recht weh,“ erwiderte der Pfarrer. „Eine weite Entfernung lag zwischen uns, und wir hatten nicht den Muth, vielleicht auch nicht den Willen, sie zu überschreiten. Jetzt führt uns ein gütiges Geschick, Gottes Wille möchte ich sagen, näher zusammen, nun sollen aber auch die so lange gelockerten Familienbande sich recht fest knüpfen. Was wir versäumten; werden unsere Kinder nachholen. Meine Tochter Maria.“ Mit diesen Worten zog er eine schlanke Gestalt, welche mit niedergeschlagenen Augen hinter ihm stand, hervor.

Das Mädchen erröthete über und über. Ihr Nacken beugte sich abwärts und eine sichtliche Verlegenheit sprach aus ihrer ganzen Haltung. Doch plötzlich, wie von einem muthigen Entschlusse beseelt, hob sie ihr Haupt hoch empor und schaute mit einem unbeschreiblich klaren, ruhigen Blicke umher. Ihr Auge fiel auf die Hofräthin, dann auf Theodor, und wandte sich von Beiden suchend weiter. Es schien beinahe, als spähe sie nach einem lieben Angesichte zum Willkommskuß von ihren frischen Lippen.

Da trat Paula aus ihrer Ecke und sah mit großem Blicke die fremde Erscheinung an.

Maria streckte die Hand nach Paula aus; diese

ergriff sie hastig; dann umarmten und küßten sich die jungen Mädchen und — lachten einander an.

„Ist dies Emmi oder Paula?“ frug der Pfarrer seine Schwägerin.

„Es ist Paula, mein jüngstes Kind,“ erwiderte sie schnell. „Emmi's Anblick wird Sie mehr erfreuen.“

Erstaunt blickte der Pfarrer auf Paula's Mutter. „Weshalb?“ frug dieser Blick, der von ihr weg sich liebevoll auf Paula wandte, welche sein Kind eng umschlungen hielt.

Da trat Emmi mit ihrer blendenden Erscheinung in den Familienkreis. „Sieh selbst,“ sprach jeder Zug des Gesichts der Hofräthin, während sie einfach sagte:

„Dies ist Emmi, Herr Schwager.“

Des Pfarrers mildes Auge ruhte freundlich auf der schönen Nichte, indem er mit liebevollem Tone ausrief:

„Das sind ja liebe, schöne Kinder! Was sind Sie glücklich, beste Schwägerin, im Besitze solcher Schätze, denn gewiß sind sie eben so gut als schön.“

„Ich bin beides nicht,“ sprach Paula trotzig und stellte sich vor den Oheim. „Sieh mich an, Onkel Pfarrer; sieh doch, wie ich häßlich bin, — und

böse bin ich auch. Mama und Theodor und auch Emmi werden es bezeugen. Nur Karl hat es nicht gesagt, wenn er seine guten Tage hatte,“ setzte sie in etwas milderem Tone hinzu. „Und deine Maria sagt es vielleicht auch nicht.“

Maria legte pfeilschnell ihren Arm um Paula's Nacken und küßte sie innig.

„Schweige!“ befahl die Hofräthin, unangenehm durch Paula's Worte berührt.

„Wie unzart!“ flüsterte Emmi dazwischen.

„Weshalb nennst du noch immer seinen Namen, Paula?“ murrte Theodor, während ein häßlicher Ausdruck sein hübsches Gesicht entstellte.

Auch über des Pfarrers sonnenhelles Antlitz zog eine trübe Wolke.

„Ihr Sohn Karl ist in Amerika?“ wandte er sich halb fragend an die Hofräthin.

„Mahnen Sie mich nicht an diese unangenehme Geschichte,“ antwortete sie verdrießlich. „Ich möchte sie lieber ganz vergessen. Wir haben dieses Kind längst aufgegeben. Sprechen Sie ja nichts mit dem Hofrath darüber.“

Der Pfarrer sah seine Schwägerin mißbilligend

an, und unwillkürlich entfloh ihn der Seufzer: „Armer, armer Karl!“

„Bedauern Sie ihn nicht,“ rief leidenschaftlich die Hofräthin. „Sie kannten ihn nicht. Sie wissen nicht — doch lassen Sie uns darüber schweigen!“

„Nur eines sagen Sie mir noch. Gab er Ihnen keine Nachricht aus der fernen Welt?“

„Gar keine, — was mir sehr lieb ist. Doch wie kann Sie dies interessiren?“

Der Pfarrer schwieg, aber sein Blick ruhte durchdringend auf der Hofräthin. Es schien, als habe er etwas auf dem Herzen, das er gerne aussprechen möchte, doch uneins mit sich sei, ob er es sagen solle; auch seine Schwägerin sah ihn einen Augenblick forschend, fast mißtrauisch an, dann aber zog sie ihn mit der Gewandtheit einer Dame, die an leichte, gefällige Unterhaltung gewöhnt ist, in ein oberflächliches Gespräch, befahl den Hofrath nach Hause zu rufen und beauftragte Emmi, das Abendessen anzuordnen.

Unterdessen entfernten sich Paula und Maria immer weiter von den Andern, bis sie Arm in Arm die matterhellte Ecke erreicht hatten. Dort setzte sich Paula zu Maria's Füßen, sah zu ihr empor,

und bald flüsterten die jungen Mädchen recht vertraulich mit einander.

Maria hielt Paula's Hand mit festem Drucke an ihr Herz gepreßt; es that ihr wohl, in diesem fremden Raume, der sie etwas beängstigte, eine liebe Hand recht fest halten zu können. Sie beugte ihr helles Antlitz zu Paula nieder und bald wurde ihr Gespräch so warm und innig, als hätten sie Jahrelang sich schon geliebt. Der Ton ihrer Stimmen nahm jenen weichen, lieblichen Schmelz an, den nur poetische Empfindungen in ein klangreiches, jugendliches Organ zu hauchen vermögen.

Der Hofrath wurde im Casino abgerufen. Ungern verließ er vor der gewohnten Zeit seinen Platz, den er jeden Abend dort zwischen einigen gelehrten Herren inne hatte. Der Gang nach Hause, ehe der Zeiger seiner Uhr auf Punkt zehn stand, war ihm kaum möglich, dennoch war ein gewißes freudig prikelndes Gefühl in seinem Herzen, und als er sich endlich überwunden hatte und auf der Straße stand, beschleunigte er unwillkürlich seine Schritte; auch trat, je näher er seinem Hause kam, immer deutlicher seines Bruders hohe, schöne Gestalt aus der Vergangenheit hervor. Er dachte der langen

Jahre nicht, welche zwischen dem Einst und Jetzt lagen, in denen er ihn nicht gesehen. Mit der Erwartung, den Bruder so wieder zu finden, wie er in seiner Erinnerung stand, trat er in das Familienzimmer seines Hauses.

Der schmächtige Mann mit den vertrockneten Zügen und dem kahlen Scheitel richtete einen zweifelnden Blick auf den Mann mit den silbernen Locken.

„Bruder Albrecht?" stotterte der Hofrath verlegen.

„Du, Anselm? du bist es?" rief der Pfarrer ihm entgegentretend.

Staunend, kopfschüttelnd blickte der kräftige Mann auf die gebeugte Gestalt, und als fasse er es nicht, daß dies sein Bruder sein könne, blieb der Pfarrer einen Moment zögernd vor dem Hofrath stehen; dann aber brach sich plötzlich das so lange zurückgedrängte Naturgefühl, das besonders bei einfachen Menschen mit gewaltiger Schrift im Herzen steht, bei ihm Bahn. Lautschluchzend schloß er den Bruder in seine Arme, und von seinen Lippen tönten Worte der innigsten Liebe.

„Anselm, mein Bruder! Mein lieber, lieber Bruder! rief er mit stürmischer Herzlichkeit." Hab ich dich wieder? Jetzt bleiben wir zusammen, —

du wirst mich lieben — wir werden uns lieben, wir sind ja Brüder. Denkst du der Eltern noch? Der Heimath? — Weißt du noch, wie wir als kleine Kinder zusammen spielten, dort unter dem Nußbaume, wo die Mutter so gerne weilte, oder im Hofe, wenn des Vaters Auge uns vom Fenster aus hütete? Weißt du dies Alles auch noch, Bruder Anselm?"

Der volle, warme Schlag, der das Herz des einfachen Pfarrers bewegte, klopfte gewaltig an des Hofraths Brust und versuchte die staubige, trockene Rinde zu durchdringen, die sie fest umpanzert hatte. Ein unbestimmtes Gefühl, eine Ahnung menschlichen Liebesglückes regte sich darin und trat in sanftem Glanze in das matte Auge des Gelehrten.

„Sei gegrüßt, mein Albrecht, mein lieber Bruder!" sprach er in weichen, von ihm noch nie gehörten Tönen.

Paula horchte auf.

„Ich glaube, der Vater weint?" sagte sie mit einem Befremden, das Maria nicht begriff.

Ihre Seele fühlte die tiefen Empfindungen eines solchen Wiedersehens, und ihr großes, blaues Auge füllte sich mit Thränen einer wehmüthigen Freude.

„Wie rührend!“ lispelte Emmi, während sie sich eine ähnliche Scene zu vergegenwärtigen suchte, die sie irgend wo gelesen hatte.

Theodor wechselte einen spöttischen Blick mit seiner Mutter; diese suchte so schnell wie möglich in scherzhafter Weise die erregten tieferen Gefühle zu dämpfen, bat Mann und Schwager zu Tisch zu kommen, setzte sich zwischen die Brüder, indem sie mit Lebhaftigkeit eine Unterhaltung über gleichgültige Dinge aufrecht zu erhalten suchte. Theodor stand ihr darin treulich bei und wollte auch Maria und Paula mit hineinziehen, doch die jungen Mädchen schienen nur Sinn für sich selbst zu haben. Sie hatten immer mit einander zu flüstern, zu lächeln und unter dem Tische die Hände verschlungen zu halten.

Dieses Familienessen fing Theodor bald an langweilig zu werden, auch die Hofräthin fühlte sich abgespannt und sandte mit theilnehmender Sorge den ermüdeten Schwager frühzeitig zur Ruhe.

Emmi wollte Maria in ein niedliches Kabinet neben ihrem Zimmer führen, aber Paula trat dazwischen.

„Sie gehört mir,“ sagte sie trotzig. „Ich nehme sie mit in mein Zimmer.“

„In diesen alten Winkel?“ rief Emmi verächtlich.

„Willst du nicht mit mir gehen, Maria?“ frug Paula, und heftete einen eigenthümlich scharfen Blick auf die schnell errungene Freundin.

„Ich will bei dir bleiben,“ antwortete Maria bestimmt und erfaßte Paula's Hand.

Die Hofräthin machte jetzt Einwendungen. Sie mußte triftige Gründe haben, Maria nicht mit Paula gehen zu lassen. Eben wollte sie deshalb einen gemessenen Befehl ertheilen, als der Pfarrer sich ins Mittel legte, die beiden Mädchen ergriff und zur Thüre hinausschob indem er sagte:

„Laßt doch die Kinder beisammen!“

2.

In Paula's kleiner Stube sah es wunderlich aus, wie im obern Stockwerk überhaupt. Sie trug, wie dieses, das Gepräge großer Unordnung und Verworrenheit. Das große Haus des Hofraths, oder vielmehr das der Hofräthin, denn sie hatte es einst in heiterer Laune gekauft, sollte nach ihrem luxuriösen Sinne reich ausgeschmückt werden, um ein würdiges Local für ihre glänzenden Gesellschaften zu sein. Sie verschwendete, ohne vorherige Berechnung, große Summen darauf, bis sie endlich einsah, daß sie nicht weiter gehen dürfe, wenn sie in diesen geschmückten Räumen auch Feste geben wolle und so beschränkte sie die reiche Ausstattung auf den ersten Stock; der zweite mußte selbst der nöthigsten Reparaturen entbehren. So blieb dieses alte, weitläufige Gebäude mit seinen breiten Treppen, seinen Gängen und geheimnißvollen Winkeln in einem unerfreulichen Zustande, Pracht

und Verfallenheit in grellem Contraste dicht nebeneinander zeigend.

Die Hofräthin, welcher äußerer Schimmer über Alles galt, bewachte sorgfältig den oberen Stock des Hauses vor jedem fremden Auge, es war ihr deshalb auch unangenehm, daß Maria ihn betrat. Selbst daß Paula oben wohnte, war ihr nicht recht, aber diese war in manchen Dingen sehr eigenwillig, und hatte sich, trotz aller Widerreden, in den ausschließlichen Besitz einer noch ziemlich gut erhaltenen Stube gesetzt, welche sie im zweiten Stocke hinter luftigen Räumen entdeckt hatte.

Triumphirend führte sie Maria hier ein.

„Dies ist mein Asyl," sagte sie mit Pathos. „Mein alleiniges Eigenthum; nur der, den ich lieb habe, darf hier eintreten. Karl kam zuweilen zu mir, seit er fort ist, Niemand mehr als du, Maria."

„Liebst du denn sonst Niemand?" frug diese halb leise und sah sich scheu in dem sonderbaren Gemache um.

Da lag allerlei Tand unter verschiedenen nützlichen Dingen bunt durcheinander. Hier standen zierliche Nippsachen und kindische Spielereien, dort lagen Bücher, Hefte und Zeichnungen, letztere alle

unvollendet. Unter dem kleinen Spiegel befand sich ein vernachlässigtes Klavier, am Fenster ein Arbeitstischchen mit verschiedenen angefangenen Stickereien. Auf einem altmodischen Kanapee, einem Ueberbleibsel längst entschwundener Zeiten, das sich Paula, wie alle anderen Gegenstände, gleichsam erobert und hierher geschleppt hatte, lagen alle Arten von Kleider durcheinander; an der mangelhaft tapezirten Wand hingen Bilder ohne Rahmen in sehr launenhafter Zusammenstellung, und dicht an einem Fenster stand ein großer, viereckiger Tisch, auf diesem ein Stuhl. Dies war Paula's Lieblingssitz.

Maria, an große Einfachheit, aber eben so große Ordnung gewöhnt, blieb seltsam überrascht in der Mitte dieses unordentlichen Gemaches stehen.

Paula räumte schnell das Kanapee ab, indem sie die darauf befindlichen Gegenstände auf den Boden schleuderte.

„Hier schlafe ich," sagte sie. „Du dort," sie zeigte auf ihr Bett, das von einer spanischen Wand halb verborgen zur Seite stand.

„Wie sonderbar ist es hier," sprach Maria schüchtern.

Paula sah sie an und dann im Zimmer umher.

„Ja, du hast Recht; es ist ein wunderliches Durcheinander hier," antwortete sie, nicht ohne eine momentane Verlegenheit; sie mochte wohl, wenn auch nicht ganz deutlich, fühlen, daß die einfache, klare Erscheinung dieses Mädchens nicht recht hieher passe.

„Kümmere dich nicht darum," fuhr sie halb bittend fort. „Es ist hier nicht viel anders, als im ganzen Hause. Dieser abgesonderte Winkel hat seine eigene Geschichte, wie Mamas prächtige Zimmer, wie Alles hier, oben und da unten. Ich will dir davon erzählen, Maria; du sollst Alles erfahren. — Es ist ein eigenes Treiben in diesem Hause, schön und häßlich; ich bin mir selbst noch nicht recht klar darüber geworden, trotz mancher Stunde des Nachdenkens. Komm, Maria, lasse uns zusammen sprechen von vergangenen Dingen, wie du lebtest, wie ich" —

Sie hielt inne und zog Maria zu sich nieder auf das Kanapee.

„Sieh, Maria, Alle sagen, ich sei häßlich und böse," fuhr Paula nach einer kleinen Pause fort. „Und ich bin es auch. Ja, ja, schüttle nicht dein Haupt. Es ist so. Niemand liebt mich mehr im Hause, seit Karl fort ist; — auch er nannte mich

ein böses Kind, aber er liebte mich dennoch; — außer dem Hause liebt mich auch Niemand, fand auch ich Niemand, dessen Anblick mein Herz bewegte, bis ich dich sah. Mama verschließt mir ihre glänzenden Zirkel; als Emmi so alt war wie ich, durfte sie dieselben schon längst betreten, aber Emmi ist schön und liebenswürdig, und das bin ich nicht. Dennoch schmerzt es mich. Voll Groll darüber suchte ich mir diese einsame Stube, ich wollte mich scheiden, ganz scheiden von den schönen Räumen da unten, aber ich vermochte es doch nicht. Ein Wohlgefallen, wie ein Grauen, zogen mich immer wieder hinab. Hier oben kommen mir auch so sonderbare Träume, wenn ich dort auf dem Stuhle sitze und in die Dämmerung hinaus schaue über das Gewirre der Dächer. Da sehe ich auf ihnen Gestalten tanzen, bald Engel, bald Teufel. Die schwarzen, phantastischen Schatten mit den feurigen Augen verjagen die lichten Engel, aber sie verweilen, sie lachen mir zu, sie kommen zu mir. Das Böse, das Verbotene, hat einen vorherrschenden Reiz für ein Wesen wie ich bin; du darfst es glauben, Maria. Es unterhält mich in die Hölle mit ihrer lodernden Gluth zu schauen, — ich möchte mich oft hineinstürzen, die versengende Qual meiner

Seele zu mischen mit ihr. Dir will ich Alles sagen, „sprach sie heftig weiter,“ denn du liebst mich, dein Auge spricht es aus. Ich will dir von meinen Träumen, die aus dem Boden dieses Hauses aufwachsen, mehr erzählen, ich will dir bekennen, wie böse ich bin und was ich Unheilvolles ahne. Du siehst vielleicht klarer, wie Alles in dem glänzenden, verworrenen Treiben dieses Hauses zusammenhängt, es bannt den Vater in seine düstere Stube, und Mama nennt es ein Haus machen; ich lebte seither zurückgesetzt darin, wurde mißhandelt, und doch zieht es mich unwiderstehlich an.“

„O, halte ein!“ unterbrach Maria die aufgeregte Sprecherin.“ Halte ein, theure Paula, ich verstehe dich nicht. Ach, du träumest wohl nur, du bist so aufgeregt, weißt wohl nicht recht, was du sprichst. Komm, lasse uns an Anderes denken.“

Sie schlang ihren Arm um Paula. Diese blickte überrascht zu ihr empor. Sie war bleich geworden und zitterte. Das einfache Kind vom Lande erschrak über die leidenschaftlichen, ihr kaum begreiflichen Worte des sonderbaren Mädchens.

„Ach, ich quäle Dich,“ rief Paula. „Vergieb, vergieb, ich will schweigen und dich nur lieben.“

Sie lehnte ihr Haupt an Maria's Brust und brach in heftige Thränen aus. Ihr junges Herz, ihr lebhaftes, leicht bewegliches Temperament sehnte sich nach Liebe und Theilnahme, die es noch nie gefunden hatte. Ihrer Kindheit fehlte die Hand einer liebenden Führerin, um sie vor den Irrwegen zu bewahren, in denen ihre leidenschaftliche Natur sich verlor. Das unruhige, unstete Treiben in dem großen Hause, machte eine sorgfältige Erziehung der Kinder fast unmöglich, wenn auch die Hofräthin mehr Sinn und guten Willen dafür gehabt hätte.

Die schöne Emmi, viel weniger mit Geist und Talent begabt, als ihre jüngere Schwester, entwickelte sich dennoch zur vollen Zufriedenheit ihrer Mutter, theils zu Hause, theils in einer Pension, während Paula, das häßliche, von der Mutter zurückgesetzte Kind, frühzeitig schlimme Anlagen zeigte, die sich mit dem Aelterwerden immer mehr entwickelten. Die Hofräthin hatte zu viel zu thun mit dem äußeren Glanze ihres Hauses, ihrer Garderobe, ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihren freundschaftlichen Verbindungen, und selbst vielen öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, als daß sie für ihre Kinder, wie überhaupt für die inneren Interessen ihres Hauses

Zeit übrig behalten hätte, wenn sie auch zuweilen eine Mahnung an diese wichtigen Dinge empfand.

Der Hofrath bekümmerte sich aus ganz andern Ursachen weder um das innere, noch äußere Leben seiner Familie. Er war von jeher ein stiller, in sich und seine Studien versunkener Mensch gewesen. Sein Ruf als gründlicher Forscher, besonders in alten Dokumenten und Urkunden, leitete schon frühzeitig die Aufmerksamkeit auf ihn und erwarb ihm schnell eine ehrenvolle Stellung im Staate. Durch seine Kenntnisse und seinen eisernen Fleiß wurde ein Grenzstreit zum Vortheil des Landes entschieden, und er dafür zum Archivdirector mit dem Titel Hofrath ernannt. Obschon in praktischen Sachen der Gegenwart ihm sehr häufig das klare Verständniß mangelte, boten doch seine gründlichen Kenntnisse vergangener Thatsachen dem Staate oft so große Vortheile, daß der gelehrte Hofrath demselben von erklecklichem Nutzen war, und dadurch, so wie durch seine Unbestechlichkeit, in allgemeiner Achtung stand. Was in seinem Hause vorging, kümmerte ihn wenig; mit vollem Vertrauen überließ er alle Angelegenheiten der Frau, die ihm zum Bunde für das ganze Leben vorgeschlagen und angetraut

worden war. Er ließ sie ungestört in Allem gewähren, was das innere und äußere Hauswesen, so wie alle Vermögensverhältnisse betraf. Obgleich er durch ihre Neigungen ein völlig einsames Leben in dem geräuschvollen eignen Hause führte, und dies auch zuweilen empfand, so klagte er doch nie darüber, noch weniger suchte er es zu ändern.

Die Hofräthin, lebhaft bis zum Uebermaß, eitel, prunksüchtig und verschwenderisch, entzog sich gerne seiner Nähe, die sie langweilte, und ließ absichtlich günstige Momente vorübergehen, die allein geeignet gewesen wären, eine vertrauliche Annäherung mit ihrem Manne herbeizuführen, oder überhaupt ein ihren Verhältnissen mehr angemessenes häusliches Leben um sich zu gestalten. Ihre Ansprüche an äußere Lebensgenüsse steigerten sich immer mehr, je weniger sie den Anforderungen besserer Empfindungen Gehör schenkte. So kam sie bald auf den Punkt, der in solcher Lage so selten vermieden wird, und doch so gefahrvoll ist, auf den Punkt, weit über ihre Verhältnisse hinausgehen zu müssen, um die allzuschnell und unüberlegt errungene Stellung in der Gesellschaft behaupten zu können.

Dies mußte nothwendig eine immer größere Ver-

wirrung und Zerrüttung in dem inneren Hauswesen hervorbringen, was die Hofräthin häufig zu eben so unbesonnenen, als unwürdigen Handlungen verleitete.

Jetzt hoffte und baute sie auf Theodor's und Emmi's Jugend und Glück — was Wunder, daß sie die wenig versprechende Paula nicht beachtete!

Das ungeliebte Kind hatte volle Muse, sich mit seinen Träumen zu beschäftigen; aber diese Träume wurden immer schlimmerer Art. Durch die Zurücksetzung, welche Paula in den häufigen Vergleichen zwischen sich und ihrer schönen Schwester erfuhr, und durch die abstoßende Kälte, der sie überall begegnete, entstand in ihr eine Bitterkeit, die ihrer besseren Natur den Untergang drohte, und wäre sie nicht reich mit Geist und Talent begabt gewesen, sie hätte unfehlbar schon in zarter Jugend gänzlich untergehen müssen. Aber so machte sich neben den schlimmen Empfindungen des Kindes der Drang des Talentes nach Entwickelung und Ausbildung geltend, sein Geist suchte sich Bahn zu brechen. Aber auch hier wirkte die Oberflächlichkeit und Verworrenheit des ganzen Hauswesens zerstörend ein; Paula hatte nicht Energie und Ausdauer genug, den schweren Kampf

zu glücklicher Vollendung zu führen, und so blieb Alles unreif, unvollkommen in ihr, was ihrem besseren Selbst zum Siege hätte verhelfen können. Aber ihr lebhafter Geist bedurfte der Unterhaltung, konnte das Alleinsein nicht lange ertragen und suchte nach Beschäftigung. Da ihm eine gute und nützliche mangelte, kam er auf verschiedene Abwege und Verirrungen.

Paula schlich im Hause umher wie ein Gespenst, bald war sie da, bald dort; sie quälte ihre Mutter mit tausend Kleinigkeiten, störte oft Theodors Freuden, und machte sich lustig über Emmi; oder sie saß in der Ecke des Familienzimmers, dachte über das lustige Treiben im Hause nach, und über den stillen Vater zwischen den staubigen Büchern, — aber ihre jugendliche Unerfahrenheit konnte zu keinem klaren Verständniß darüber kommen.

In solchen Stunden des Nachdenkens überkam sie oft eine namenlose Angst, denn wie eine unheilvolle Ahnung nahenden Unglücks zog es durch ihre Seele; dann fühlte sie sich zu der Mutter hingezogen mit dem Instinkte des Kindes, das eine unbestimmte Gefahr nahen sieht, und seinen natürlichsten Schutz aufsucht. Aber sie fand keinen Weg zu dem

Herzen der Mutter, die den feuchten, liebeverlangenden Schimmer in ihrem Auge nicht sah, und kein freundliches Wort für die häßliche, böse Paula fand. Da verkrochen sich die nach Erwachen ringenden, tieferen Gefühle wieder in trotzige Bitterkeit, und Paula setzte sich empört in den Winkel des reichen Gemaches nieder. Wenn dann fröhliche Stimmen aus den Gesellschaftszimmern ihrer Mutter erschallten, Musik und Gesang ertönten, geschäftige Diener aus- und eingingen, und sie einen verstohlenen Blick in diese Herrlichkeit that, die ihr verschlossen war, so fühlte sie, von Haß und Neid durchdrungen, einen bittern Schmerz. Sie floh dann fort in ihre abgelegene Stube, sah über die dunkeln Dächer der Häuser hinweg, unter denen wohl auch die Fenster vom Kerzenlicht flimmerten und die Menschen fröhlich lachten. Ihre aufgeregte Phantasie schuf dann grelle Bilder von Lust und Weh, von Erde, Himmel und Hölle.

Nun trat ihr, wie ein Engel, Maria entgegen und schlang liebend die Arme um sie; Alles, was von Liebe in ihr verborgen lag, brach hervor und suchte Widerhall in Maria's Herzen. Sie wollte alle Regungen ihrer schlimmen Natur der Freundin offenbaren, Alles ihr enthüllen, was sie selbst von

dem Leben im ersten Stocke begriff. Aber als sie Maria bei ihren Worten erzittern und erbleichen sah, da fürchtete sie, ihre Liebe zu verlieren, wenn sie vor ihren reinen Augen den Schleier noch weiter hebe; weinend schloß sie die, von unreinem Hauche berührte, Vergangenheit ihres Hauses vor Maria zu, verscheuchte mit ihrem leicht beweglichen Wesen der Freundin erwachte Angst, und lebte sich schnell in deren einfache, ungetrübte Empfindungsweise hinein.

Eine süße Stunde holder Vertraulichkeit, in der Maria von den unschuldigen Freuden ihres Lebens mit liebender Begeisterung sprach und Paula sich in eine nie gekannte Welt hinein träumte, in der ihr Maria als ein höheres Wesen erschien, wob schnell ein inniges Freundschaftsband um diese jungen Seelen, die so ganz verschieden, so gar keiner Harmonie fähig schienen. Sie bedachten, sie ahnten dies jedoch nicht; das neu erwachte Gefühl, das ihr Herz mit Liebe, ihre Phantasie mit schönen Bildern erfüllte, kam ihnen stark genug für die Dauer einer Ewigkeit vor.

So schlummerten sie in wunderbar holde Träume hinüber, als der überwältigende Schlaf der Jugend sie in seine Arme nahm. Wie ein zauberhaftes

Mährchen voll Farbenpracht und süßer Düfte, streute Morpheus die Blüthen und Blumen der erwachten Gefühle über die jugendlichen Schläferinnen aus, bis der helle Sonnenstrahl ihre Augen zu freudigem Erwachen küßte.

Solche jugendlich poetische Freundschaftsgefühle entstehen oft so schnell, als die der ersten Liebe; sie sind seltener, aber meistens eben so vergänglich als diese, doch sind sie reiner und edler, denn sie sind frei von Leidenschaft und Egoismus, dem trüben Rauch der heißern Flamme.

Auf Paula wirkte Maria's Nähe und Liebe wunderbar ein. Es war wie ein geheimer Zauber, der sie schon nach wenigen Tagen vollkommen verändert erscheinen ließ. Ihr dunkles Auge strahlte in schönem Glanze, das Unheimliche seines Blickes war verschwunden, so wie das verzerrende Zucken ihres Gesichtes, dessen fahle Blässe Frische und Leben bekam.

Staunend sah die Hofräthin auf das Kind, welches ihr bisher so häßlich erschienen war, und wurde freundlicher gegen dasselbe. Auch Theodor beschäftigte sich auf einmal mit Paula, wurde zutraulich und zuvorkommend gegen sie, kam häufig aus sei-

nem eleganten Zimmer in ihre verspottete Stube, und unterhielt sich recht liebenswürdig mit ihr und Maria.

Paula's Herz, in seiner wunderbaren Erregung, war dankbar für diese Zeichen der Liebe und schlug wärmer für Mutter und Bruder. Sie fand auf einmal Theilnahme und Zuvorkommenheit, wo sie bisher nur Kälte und Zurücksetzung erfahren hatte. Maria's Liebe und Zärtlichkeit machte sie empfänglich für weichere Eindrücke, und sie gab sich in der Nähe der Freundin willig dem wärmeren Schlage ihres Herzens hin. Daß sie schöner und liebenswürdiger in der kurzen Zeit geworden, bemerkte sie nicht, noch weniger fiel ihr ein, daß irgend ein besonderes Interesse im Hintergrunde liegen könne, welches den Bruder ihr näher bringe, oder die Mutter veranlasse, freundlicher gegen sie zu sein. Dennoch war dies so. Theodor interessirte sich sehr lebhaft für die schöne Maria; sein Herz und seine Sinne fühlten sich durch ihren Anblick mächtig erregt; leichtsinnig und leidenschaflich wie er war, konnte er dem Reiz des Augenblicks nicht widerstehen, und er suchte Paula auf, weil er Maria bei ihr fand. Der Hofräthin, welche die projektirte Heirath ihres Soh-

nes ausschließlich beschäftigte, fiel es ein, daß sie Paula zur baldigen Ausführung dieser Angelegenheit brauchen könne, darum sah sie mit besonderem Vergnügen, daß diese ansprechender und liebenswürdiger wurde. Woher dies so plötzlich kam, war ihr gleichgültig; daß es so war, erschien ihr vortheilhaft für ihre Pläne, und sie freute sich deshalb darüber. Paula sollte mit eingreifen in das Geschick des Hauses; sie wollte ihr eine Rolle darin zutheilen; dadurch hörte ihre seitherige Unbedeutenheit auf; und so stand sie mit einem Male ihrer Mutter näher.

Der Pfarrer hatte sich inzwischen seine neue Heimath angesehen, und Verschiedenes für den baldigen Einzug seiner Familie dort geordnet.

Maria, welche bei Paula geblieben war, schuf nach und nach mit ordnender Hand die vernachlässigte Stube in ein freundliches, behagliches Gemach um. Paula ließ sie ungestört gewähren. Ihr stilles Thun, ihr sanftes Wesen übte einen bewältigenden Eindruck auf sie aus, dem sie sich gerne hingab. So brachten sie Stunden und Tage traulich still und wieder fröhlich aufjubelnd mit einander zu.

Da nahte der Abschied, ein Abschied für kurze Zeit — ihnen eine Ewigkeit.

Jeder Abschied hat seinen Schmerz, oft auch eine tiefe Lebensbedeutung. Seinem Weh folgen häufig geheime Schatten nach, die unheimlich durch die Trennungstage schleichen, und sich so fest in ihnen lagern, daß der helle Lichtstrahl früherer Zeit sie nur selten mehr ganz zu verscheuchen vermag.

Die Tage ihres Beisammenseins waren für Maria und Paula dahingegangen, wie eine selige Minute, in der jeder Sekundenschlag tönte: „Wir lieben uns." Die Abschiedsthränen baten: „Wiedersehen — bald! Gedenke mein in der Ferne! Trennung scheidet doch Seelen nicht, die sich lieben."

Aber die Seelen wandeln fort mit dem Körper, der sie umschließt und der dem Raume und der Zeit angehört. — Das Leben kommt mit seinen Stürmen und Kämpfen. — Eine milde Hand führt die Getrennten oft wieder zusammen — ein Sturmwind stiebt sie abermals auseinander — sie suchen und fliehen sich im Streite mit der Welt und sich selbst. — Wo finden sie die Heimath, welche sie vereint für immer? —

3.

„Die Welt hat sich ganz umgedreht. In meinen jungen Jahren war Alles anders, viel besser, als es heut zu Tage ist. Das macht mir Unruhe und Sorge um dich, Anna.“

Diese Worte richtete eine dicke Matrone, die recht behaglich in einem weichen, altväterischen Sessel saß und ihren fetten Schooßhund streichelte, an ein junges Mädchen, das am entgegengesetzten Fenster sich emsig mit einer Näherei beschäftigte.

Die Angeredete gab keine Antwort, sie sah nur flüchtig von der Arbeit hinweg auf die Sprechende, die nach einer kleinen Pause fortfuhr:

„Du bist kaum drei Jahre confirmirt, so zu sagen noch ein Kind, denn wie ich jung war, galt man vor dem zwanzigsten Jahre für keine reife Jungfrau, und schon stehen die Bewerber um deine Hand dutzendweise da. Was nützt es, daß ich dich

seit einem Jahre nirgends mehr hingehen lasse, als in die Kirche, daß du still, sittsam, bescheiden und gut erzogen bist, wie kaum in meiner Jugend ein Mädchen es war. Dies ist eine unanständige Mode der neuen Zeit, die mich belästigt und in meiner Ruhe stört. Da giebt es nur einen Ausweg. Ich werde mich entschließen müssen, dich trotz meiner Grundsätze und deiner großen Jugend bald zu verheirathen.

„Das hat noch Zeit, liebe Tante," sagte das junge Mädchen erröthend. „Ich möchte am liebsten gar nicht heirathen."

„Was ist das für eine Redensart, gar nicht heirathen! So etwas sagt man schon zuweilen, wenn Männer in der Nähe sind; die brauchen nicht zu wissen, daß ein Mädchen sich nach der Ehe sehnt. Ich sagte meinem Seligen auch, als er mein Bräutigam wurde, wir wollten unsere Verbindung noch einige Jahre hinausschieben — im Stillen aber dachte ich ganz anders."

„Ich meine nur —" fiel Anna schüchtern ein.

„Es ist von keiner Meinung die Rede, als der Meinigen," unterbrach die dicke Frau ihre Nichte mit einem Tone, dem man deutlich anhörte, daß er an keinen

Widerspruch gewöhnt war. „Du bist laut Testament deines seligen Vaters, meines in Gott entschlafenen Bruders, mir anvertraut wie ein eigenes Kind, das nach meinem Willen erzogen werden, und nach meinem Willen nur thun soll, was ich für gut und recht halte.“

„Ich thue ja alles gern, was Sie befehlen, liebe Tante,“ sagte mit weicher Stimme das Mädchen. „Ich habe ja außer Ihnen keine Seele auf der Welt, die ich liebe und die mich wieder liebt.“

„Ja, du bist ein gutes, folgsames Kind, wie es in jetziger Zeit nur wenige mehr giebt. — Brumme nicht, Bella! das Thier hat wahrhaftig Menschenverstand, es kann nicht leiden, wenn ich etwas außer ihm lobe.“

Sie streichelte den knurrenden Schooßhund, und als er beruhigt war, fuhr sie fort:

„Sieh, Anna, wenn ich früher an deine Zukunft dachte, glaubte ich den besten Weg zu gehen, dich für einen reichen Bürgersmann zu erziehen, das heißt für einen, wie mein Seliger war, der mehr Ansehen hatte, als dein Vater, der Bierbrauer. Mein Seliger war Stadtrath, wie du weißt, und wäre er nicht so früh gestorben, so hätte er es bis zum Bürgermeister bringen können. Das war

eine schöne Zeit! Heutzutage ist Alles anders. Niemand ist mehr mit dem zufrieden, was er hat; Jedes will über seinen Stand hinaus. Ich habe das nicht nothwendig; mein Seliger war Stadtrath — dein Vater nur Bierbrauer, ein reicher Mann zwar und angesehen, und früher dachte ich, du solltest einst auch die Frau eines Bierbrauers werden, doch die Welt verlangt es jetzt anders. Reich und vornehm kommt jetzt auf Eins heraus. Du bist reich, Anna, sehr reich. Ich habe dich von meinem Gelde erzogen; dein Erbe ist angewachsen zu großem Reichthume; und in den letzten Jahren lernte ich einsehen, daß, so wie die Welt nun einmal geworden ist, du in eine vornehme Familie kommen mußt. Ich schickte mich darein, und ließ dich darum auch ein Jahr in ein vornehmes Erziehungshaus gehen. Man soll mir keinen Vorwurf machen, daß ich etwas bei dir versäumt hätte. Was nun deine bisherigen Freier betrifft, so gefällt mir keiner von denen, die bei mir herumschwenzeln, und die so am Fenster vorüber defiliren, sind mein Geschmack ganz und gar nicht, die können aus dem Spiele bleiben. Mein Seliger warb auch zuerst bei meinen Eltern um mich, und da ich Vater- und Mutterstelle bei dir vertrete,

so muß anständiger Weise das erste Wort auch an mich gerichtet werden."

„Vielleicht ist das aber jetzt auch nicht mehr so, wie zu Ihrer Zeit?" wandte Anna mit kaum merklichem Lächeln ein.

„In dieser Beziehung soll es aber beim Alten bleiben," meinte die Stadträthin. „Ich bleibe zwar nicht gerne ganz zurück, der Zeitgeist, sagte mir unlängst die Hofräthin, verlangt dies, aber in manchen Dingen lasse ich doch vom Alten nicht, bleibe fest und steif dabei. So auch hier, erst ich, und dann durch mich du, das ist ehrbar und anständig und —"

Es klopfte bescheiden an.

Bella sprang von seinem warmen, weichen Sitze herab, lief belfernd nach der Thüre und dann wieder zurück in den Schutz seiner Dame.

Ein junger Mann trat schüchtern und mit allen Zeichen großer Verlegenheit ein, näherte sich der Stadträthin, reichte ihr ein Papier und legte einige Geldrollen neben sie, während er verstohlene Blicke nach dem Arbeitstischchen warf, an dem Anna saß.

Die dicke Dame zählte sehr vorsichtig das Geld, welches der Notar, der ihr Vermögen verwaltete, ihr durch seinen Schreiber übersandte.

„Es ist vollkommen richtig," sagte sie, nachdem sie ihr Geschäft beendigt hatte. „Ich will sogleich eine Quittung ausstellen; warte Er ein wenig."

Sie ging in ein Nebenzimmer.

Der Schreiber des Notars näherte sich Anna, und sagte halb verlegen, halb galant:

„Was sind Sie fleißig, Fräulein Anna! — Ich freue mich unendlich, auch einmal wieder ein Wort mit Ihnen sprechen zu können. Schon so lange hatte ich nicht mehr das Vergnügen — als meine Mutter noch in der Straße wohnte, da — —

„Ja, ich erinnere mich —" flüsterte Anna, ein wenig von ihrer Arbeit aufschauend.

„Wissen Sie noch," fuhr der junge Mann wärmer fort, „Sie spielten als Kind oft mit meiner Schwester und als Sie mit ihr in die Schule gingen; auch später kamen Sie noch zuweilen hinüber zu uns, aber seit meine Mutter vor das Thor gezogen ist — —

„Weshalb zog sie denn von hier fort?" frug Anna lebhafter.

Der Schreiber blickte zu Boden und ein trüber Schatten flog über sein freundliches Gesicht.

„Es war eine Nothwendigkeit," stotterte er, „die

schlimmen Zeiten — vor der Stadt sind die Wohnungen billiger. —

Anna sah mit schnell erwachter Theilnahme auf den jungen Mann, und ihre Schüchternheit verlor sich etwas; ihr Ton wurde vertraulicher.

„Ich hätte gewiß ihre Schwester recht gerne auch vor dem Thore besucht;" sagte sie, und ihr mattes Auge verschönte ein milder Glanz. „Gewiß, Herr Grün, es war nicht Vergessenheit, oder gar Stolz; aber sehen Sie, die Tante schickte mich gerade damals in das Institut, da war mir Alles so neu, ich mußte so Vieles lernen, daß mir Sinn und Gedanken dabei schwindelten, und — und — ich kam eben nicht dazu."

„Erlaubt es denn auch jetzt Ihre Zeit nicht?" frug Grün mit Befangenheit.

„O, doch. Ja, ich will — ich werde die Tante fragen, sie erlaubt es gewiß."

„Darf ich meiner Schwester sagen, daß Sie kommen werden?"

„Wenn die Tante nichts dagegen hat — ich denke wohl nicht — aber sie hat so ihre eigenen Ansichten; sie will mich nicht allein ausgehen lassen; es passe sich für ein junges Mädchen nicht, meint sie."

Der junge Mann seufzte und warf einen recht wehmüthigen Blick auf die reiche Waise, die so völlig unselbständig war. Es stritt in ihm, ob er ihr, die seit ihrer Confirmation, wo sie so zart und bleich am Altare stand, und trotz ihres Reichthums ihm so verlassen vorkam, der Gegenstand seiner ersten Liebe geworden war, nicht entdecken solle, was er für sie empfinde. Sein klopfendes Herz hätte sich ihr so gern verständlich gemacht, aber es wollte nicht über die Lippen, die Worte fehlten dem schüchternen Jünglinge. Doch allzu mächtig von ihrer Gegenwart angezogen, fand seine Jahre lange stille Liebe dennoch einen kleinen Ausweg. Er beugte sich zu ihr nieder, als wolle er ihre Stickerei bewundern und berührte dabei wie durch Zufall mit seinen Lippen ihre kleine Hand.

Anna zuckte zusammen, schlug erröthend ihr Auge zu ihm auf — und dieser Blick gab ihm Muth, noch mehr zu wagen — da trat mit störendem Geräusche die Hofräthin wieder ein, reichte dem etwas verblüfften Schreiber die Quittung hin mit einigen Aufträgen an seinen Herrn, — und er mußte sich empfehlen.

Als Grün die Thüre öffnete, ließ Anna ihre

Arbeit in den Schooß sinken, blickte auf und rief ihm nach:

„Grüßen Sie Ihre Mutter und Schwester recht freundlich von mir!"

Er blieb zögernd unter der Thüre stehen, nickte ihr dankend zu und sah sie so feurig dabei an, daß sie schnell ihr Auge von ihm hinwegwandte und hastig ihre Arbeit wieder aufnahm.

„Empfehle mich Ihm, Herr Schreiber," sagte mit sehr erstauntem Tone die Stadträthin und schüttelte bedenklich den Kopf wegen der noch immer offen stehenden Thüre.

„Gehorsamer Diener," stotterte Grün, und zog rasch die Thür hinter sich zu.

„Welch ein unbeholfener Mensch, dieser Schreiber," zankte die dicke Dame. „Woher kennst du ihn? Wie heißt er? Wer ist seine Mutter und Schwester? Was für Bekanntschaften hast du denn, von denen ich nichts weiß?"

„Kennen Sie den jungen Mann nicht mehr?" antwortete Anna sehr befangen. „Er ist ja der Sohn unserer ehemaligen Nachbarin, der Frau Grün."

„Was? der böse Bube, der mich so oft ärgerte,

der meine Bella schlug und mir zu Fastnacht Erbsen an die Fenster warf? das hätte ich wissen sollen!“

„Nicht der war es, liebe Tante, Fritz that dies; der Schreiber heißt Ludwig.“

„Was du das so genau weißt! Ei, sieh doch!“

„Ich war ja so oft bei den Grün's drüben, als ich noch mit Elise in die Schule ging.“

„Das ist aber schon lange her und jetzt keine Bekanntschaft mehr für dich; auch wohnt die Näherin nicht mehr in unserer Straße.“

„Es ging ihr hart, drum zog sie vor die Stadt. Liebe Tante, darf ich sie nicht einmal besuchen?“

„Gott bewahre! Warum nicht gar zu Leuten gehen, die man kaum kennt? Ich bin gewiß nicht stolz, jedes ehrliche Haus ist mir lieb und werth, aber es würde sich denn doch nicht für dich schicken, jetzt noch mit Grün's zu verkehren. Auch hat die arme Witwe keine wohlerzogenen Kinder, sonst hätte der Fritz nicht die bösen Streiche ausgeübt — und nun gar der Schreiber — man sieht es ihm auf den ersten Blick an, daß er nicht in den Herrenrock paßt; seine Mutter hätte ihn nicht hineinstecken sollen. Zu was braucht er etwas anderes zu werden, als sein Vater war? Aber Alles will oben hin-

aus. Ja, ja, die Grün hatte immer so etwas Uebertriebenes an sich, putzte ihre Kinder heraus, mehr als manche andere Frauen, die es besser konnten, — und nun macht sie gar aus dem Handwerkerskind einen Schreiber — meint wohl am Ende, er könne es bis zum Notar bringen, und er —"

Sie hielt inne, räusperte sich, hustete ein wenig und setzte in Gedanken hinzu:

„Er sucht wohl gar Bekanntschaft mit meiner reichen Nichte zu machen? Aber dafür soll bald gesorgt werden. Ja, ja, es ist höchste Zeit, daß ich eine passende Parthie für sie aussuche."

„Hochmuth kommt vor den Fall. Man sollte bescheiden bleiben und immer thun, was sich ziemt," fuhr sie nach einer Pause wieder laut fort. „Was sollte ich zum Beispiel beginnen, wenn ich noch höher hinaus wollte? Wohin müßte ich da greifen? Nein, nein, ich begnüge mich lieber, bleibe was ich bin. Ich bin zufrieden, wie es von Alters her bei mir war, solid, einfach nach guter alter Sitte, überall genug, keinen unnöthigen Ueberfluß, anständig, wie es für meinen Stand und mein zeitliches Gut paßt. Bei Dir ist es ein Anderes, Anna. Du bist noch jung, gehörst in die neue Welt, dein Stand ist

kleiner, als dein Reichthum, du mußt schon, wie die Welt jetzt ist, höher greifen, daß Stand und Geld bei dir in ein richtiges Gleichgewicht kommen."

Auf diese Weise plauderte die Stadträthin viel verkehrtes Zeug ihrer Nichte vor, welche sehr ruhig und nachdenklich da saß, ohne Zweifel jedoch mehr in Gedanken mit der Familie Grün beschäftigt war, als auf die Ansichten ihrer Tante achtete.

Die dicke Dame gerieth bei ihrem etwas beschränkten Verstande und einem gewissen Hochmuthe auf ihr Geld und den Stadtrathsrang ihres Seligen sehr häufig in Streit mit ihrem, im ganzen sonst schlichten, Sinne und ihren bürgerlichen, altherkömmlichen Ansichten und Vorurtheilen. Dies steigerte sich oft bis zu komischer Verwirrung, seit die Hofräthin die Bekanntschaft der reichen Bürgersfrau gesucht und gemacht hatte, und ihre Schwächen benutzte, um sie für ihre Pläne reif zu machen.

Worin diese Pläne bestanden, wissen wir bereits; aber so nahe die Hofräthin auch ihre Wünsche der Tante der reichen Erbin legte, so wollte es doch immer noch zu keiner bestimmten Entscheidung kommen. Entweder war die Stadträthin zu schwerfällig, um die feinen Andeutungen der vornehmen Dame zu verstehen, oder sie konnte

durch die sich ihr aufdringenden Widersprüche keinen festen Entschluß fassen. Das Benehmen des jungen Schreibers, sowie die sichtliche Verlegenheit ihrer Nichte erschreckten die ruheliebende Frau. Der Gedanke, daß Anna ihr Auge auf einen so unbedeutenden Menschen ohne Vermögen und Stand richten könne, war ihr sehr zuwider und brachte sie auf die Vermuthung von allerlei unangenehmen Möglichkeiten.

Ganz erwünscht kam ihr daher der Besuch der Hofräthin, die heute, wie sehr häufig in der letzteren Zeit, bei einbrechender Dunkelheit in das reiche Bürgerhaus trat.

Mit der größten Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit näherte sich die vornehme Dame der reichen Bürgersfrau.

„Meine liebste, beste Frau Stadträthin,“ strömte es von ihren Lippen; „schon heute Nachmittag ganz frühzeitig wollte ich zu Ihnen kommen; ich hätte so gerne ein Täßchen Kaffee mit Ihnen getrunken, dabei plaudert es sich so gemüthlich, da kann man sein Herz ausschütten und sich erholen von den Strapazen des Lebens. Sie glauben nicht, wie ich oft so angegriffen bin; mein großes Hauswesen erfordert so viel Aufmerksamkeit, so viele angestrengte

Arbeit. Ich denke dann immer an Sie, wie es schön und ruhig bei Ihnen ist, und eine wahre Sehnsucht wandelt mich stets nach Erholung in Ihrem stillen Hause an. Die vergangenen Zeiten waren doch schöner. Als wir jung waren, da liebte man mehr die traulich stille Häuslichkeit."

„Sie kamen doch lange erst nach mir, Frau Hofräthin, ich bin viel älter als Sie."

„Ein paar Jahre mehr oder weniger, — was macht das aus! Jedenfalls sieht man es Ihnen nicht an, daß Sie älter sind, als ich. Sie haben sich so gut conservirt!"

„Es geht mir ja auch nichts ab, Gott sei Dank!" sagte die Stadträthin sehr geschmeichelt.

„An mir zehrt das unruhige Leben, das ich nicht ändern kann," seufzte die vornehme Dame. „Sie können es mir glauben, beste Frau. Ja ja, ich fühle meine Gesundheit oft recht angegriffen. Nun, wie Gott will! Sehe ich nur noch meine Kinder glücklich, dann kann ich ja ruhig sterben."

„O, sprechen Sie nicht so, Frau Hofräthin; wer wird in ihren Jahren an's Sterben denken? Sie können sich noch lange Ihres Lebens und des Glückes Ihrer Kinder erfreuen."

Gebe es Gott. — „Als wir noch jung waren, da machte man sich nicht so viele Sorgen um das Glück der Kinder, wie heutzutage eine zärtliche Mutter thun muß. Die Welt liegt sehr im Argen, die Jugend will klüger sein, als das Alter. Die jungen Herren sind so verdorben, so leichtsinnig, die Damen so eitel, so genußsüchtig, und wenn man Kinder hat, die gut erzogen sind, schwebt man in steter Angst, sie könnten verdorben werden. Meine ewige Sorge ist, daß mein Sohn einst eine brave, einfache, häuslich erzogene Frau bekommt, meine Töchter solide Männer, damit sie so gut bleiben, wie sie jetzt sind.“

„Daran wird es nicht fehlen. Wer würde sich es nicht zur Ehre rechnen, in eine so schöne Familie hinein zu heirathen? Steht doch der Herr Hofrath im ganzen Lande in Ansehen und Achtung. O, ich erinnere mich noch recht gut, wie mein Seliger mir einst von dem jungen, gelehrten Herrn Leon erzählte, der dem Lande schon so große Dienste geleistet habe und zum Lohne dafür Hofrath geworden sei.“

„Ja, mein Mann hat seine großen Verdienste; aber sehen Sie, beste Frau, er ist zu gelehrt, um sich um das Hauswesen zu bekümmern, da lastet

denn Alles auf mir. Für das Glück meiner Kinder muß ich allein Sorgen tragen."

Anna trat ein, stellte Wein, Kuchen und Obst auf den Tisch und setzte sich bescheiden zur Seite.

„Welch ein liebes Kind!" flüsterte die Hofräthin Anna's Tante ins Ohr. „Wenn mein Theodor zu der Assessorstelle, die er nächstens erhält, eine solche Frau bekäme, ein so wohlerzogenes Mädchen Assessorin würde, wie glücklich würde er und ich!"

Halb geschmeichelt, halb verlegen wandte sich die Bürgersfrau zur Seite.

„Liebes Kind," redete die Hofräthin Anna an. „Ich habe Grüße an Sie von meiner jüngsten Tochter. Sie kennen sie ja vom Institute her?"

„Ja, Paula sprach zuweilen mit mir," erwiderte Anna beklommen. Es war ihr immer ganz schwül in der Nähe der Hofräthin, und diese war doch so freundlich gegen sie.

„Sie besucht Sie vielleicht bald einmal, wenn es Ihnen recht ist."

„Es wird mich freuen," stotterte Anna verlegen, stand auf und verließ das Zimmer, ein nothwendiges Geschäft vorschützend.

„Wir wollen die jungen Leute näher mit einander bekannt machen," sagte bedeutungsvoll die Hofräthin.

„Der Besuch Ihrer Tochter wird uns stets eine Ehre und Freude sein," erwiderte die Stadträthin in ceremonirtem Tone, durch vielversprechendem Hin- und Herwiegen des Kopfes.

„Und Anna kommt auch zu uns! Nicht wahr? Sie erlauben es doch?" frug die Hofräthin ihre Hand drückend.

„Warum nicht — ja, ja, wir wollen sehen."

„Ach, Sie errathen, Sie begreifen, — ja, ja, nur ein Mutterherz versteht so schnell ein anderes!" Sie wissen wohl, daß es ein Mädchen in der ganzen Stadt nur giebt, welches ich so gern wie mein eignes Kind nennen möchte. O, Frau Stadträthin, wenn es wahr würde, woran ich oft im Stillen gedacht, wenn Familienbande uns noch näher zusammenführen sollten — ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich dies glücklich machen würde!

„Also Ihr Herr Sohn wird bald Assessor?" frug die Bürgersfrau etwas plump.

Ja, und durch die Empfehlung meines Mannes ohne Zweifel auch bald Stadtrath."

„Stadtrath! Wie mein Seliger? Ihr Herr Sohn?

Doch — lassen Sie uns jetzt abbrechen, es greift mich an, — und es ist da doch noch Manches zu überlegen, — aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben, — kommt Zeit, kommt Rath."

„Und guter Rath kommt oft über Nacht," setzte die Hofräthin mit kaum merklichem Spotte hinzu. „Vorerst aber wollen wir diese Angelegenheit ganz für uns behalten, bis wir sehen, ob die jungen Leute sich gefallen. Ist es ihr Wunsch sich anzugehören, so haben wir nichts dagegen, nicht wahr, so weit sind wir doch jetzt?"

„Nun ja, das heißt, wenn nichts dazwischen kommt, man — kann nicht wissen. — Wir sind alle Menschen und stehen in Gottes Hand."

„Amen," sprach die Hofräthin mit andächtigem Tone, während ein triumphirendes Lächeln über ihr Gesicht zog.

4.

Indessen die Hofräthin sich auf diese Weise aufopferte, wie sie seufzend meinte, und die entsetzlichste Langeweile ausstehen mußte, um das Glück ihres Hauses wieder zu befestigen, saß Emmi, ihre schöne, bevorzugte Tochter, wie sehr häufig in den Abendstunden, an dem Fenster, hinter den tief herabhängenden Gardinen, wo das niedliche Tischchen mit dem Lesepult stand. Sie stützte ihr reizendes Madonnen-Gesicht in die weiße, volle Hand und es hatte den Anschein, als sei sie in den Inhalt des vor ihr liegenden Buches vertieft; doch kehrte sie lange kein Blatt desselben um. Eine schöne Stelle mußte sie ungewöhnlich fesseln, oder andere Gedanken sie beschäftigen.

Theodor schlich leise herein, stellte sich hinter den Stuhl seiner Schwester und beobachtete sie aufmerksam. Er bemerkte, daß ihr Auge sich wiederholt von dem Buch hinwegstahl, und ungeduldig auf

der Straße umherspähte. Ein spöttisches Lächeln verzog sein Gesicht, als sein scharfer Blick auf einen jungen Mann fiel, dessen etwas auffallende Kleidung und lange blonde Locken einen angehenden Künstler verriethen. Er kam langsam die Straße daher und sah unverwandt nach dem Fenster an dem Emmi saß. Theodor beugte sich weiter vor. Der blonde Jüngling bemerkte ihn, grüßte flüchtig herauf und eilte dann schleunigst weiter.

Emmi sah ihm seufzend nach.

„Was träumst du, schöne Schwester?“ frug Theodor, indem er die Erschreckte rückwärts beugte und ihre feine Stirne küßte.

„Ach, wie du mich erschreckt hast!“ antwortete sie etwas verlegen. „Die Dämmerung wirkt oft melancholisch auf mich ein, besonders wenn ich allein bin.“

„Melancholisch auf dich, du glückliche Emmi? Jetzt, wo du dich bald verloben wirst? Wo du nur freudig erregt sein solltest?“

„Du spottest, Theodor. Das ist nicht schön von dir. Wozu mich an ein Glück mahnen, das dich erwartet! Dich allein, du Glücklicher?“

„Nein, holde Schwester, du irrst. Ich denke nur an dein Glück.“ Er legte schmeichelnd seinen

Arm um ihren Nacken und fuhr vertraulich fort: „Weißt du denn nicht, daß Berger für dich bestimmt ist?“

„Berger? Für mich? Wie kommst du auf Berger? Freilich wohl! Ich weiß, Mama wünscht eine Verbindung zwischen ihm und mir; aber der trockene Berger steht mir ja so ferne, der weiß nichts von Liebe.“

„Wenn auch nichts von Liebe, doch wohl von Ehe. Er wird es anständig finden, eine Frau zu nehmen, die seinen Reichthum mit ihm theilt. Da er nun längst im Stillen deine Schönheit bewundert, wird seine Wahl sicher auf dich fallen, wenn du nur ein wenig klug sein willst.“

„Wir müssen es abwarten, Theodor.“

„Nein, nein, du solltest ihm mehr entgegenkommen. Den Frauen stehen ja so viele Mittel zu Gebot, womit sie die Männer zu fesseln vermögen. Benutze deine Reize, sei zuvorkommend, liebenswürdig, sei etwas kokett, kurz, biete Alles auf, Berger zu einer Erklärung zu bringen!“

„Weshalb, Theodor, so schnell diese Sache betreiben? Ach, das ist ja ganz unmöglich. Berger ist so steif, so unzugänglich, — und ich, Bruder, ich liebe — einen Andern!“

„Wohl gar den Maler im Sammetrocke, mit den goldenen Locken, der eben vorüberging?“ spottete Theodor.

„Ist er nicht dein Freund? Brachtest du ihn nicht in unser Haus?“

„Das war nur eine vorübergehende Laune von Mama. Sie hatte Lust, die Künste zu beschützen, doch ihre Kasse sagte bald entschieden „Nein“ dazu. Uebrigens hat dieser blonde Jüngling kein hervorragendes Talent, und noch weniger Geld. Mama's Salon schloß sich ihm wieder zu; — mache es mit deinem Herzen ebenso. Es wäre Wahnsinn von dir, einer solchen Liebesschwärmerei nachzuhängen!“

„Wie du so theilnamlos bist, Theodor! Hast du denn nie eine Ahnung von der unlösbaren Sympathie zweier Herzen empfunden, die für einander geschaffen sind?“

„Steht diese Phrase in dem Buche hier? — Ich bitte dich, Schwester, nur keine Sentimentalität in unserem Jahrhundert, in dem nur das Faßliche, das Greifbare etwas gilt! Lege Bergers Million in die Wagschale, so wirst du bald sehen, wie deine süßen Empfindungen für den Maler in die Höhe schnellen, und in der Luft verschwinden. Was soll uns Liebe ohne Geld?“

„Und Geld ohne Liebe?“ seufzte Emmi.

„Welch rührender Seufzer!“ lachte Theodor. „Berger ist eine glänzende Parthie, du wirst eine vornehme Dame, und was mehr ist, du wirst reich. Reichthum aber ist das alleinige Glück, was des Nachjagens werth ist; das ist etwas Reelles, — nicht Seifenblasen, wie die Phantasiestücke aus deinen Romanen. Wie kannst du nur an etwas Anderes noch denken, als die projectirte Verbindung mit dem reichen Baron so schnell als möglich zu Stande zu bringen?“

„Ach ja, ich weiß, daß es ein Glück für unser Haus wäre. Mama hat mir vertraut, was nothwendig für unsere Stellung in der Welt geschehen muß. Ich werde mich nicht weigern, wenn Berger um meine Hand wirbt, so sehr auch mein Herz dabei blutet. Ach, ich liebe den Maler, wie ich noch nie liebte, werde aber —“

„Wirst aber Berger heirathen,“ ergänzte Theodor. „Das wäre genug von dir, wenn er sich nur schon erklärt hätte; aber er hat sich noch nicht erklärt, und das ist es eben, was mich ärgert, worüber ich mit dir reden wollte. Denn sieh, Emmi, bist du

die Verlobte Bergers, so habe ich nicht nöthig, meine Freiheit zu verkaufen."

„Was höre ich?" rief Emmi erstaunt, „du hast keine Lust dich um die kleine Anna zu bewerben? Das ist ja aber das Erste, das Nothwendigste; denn aus deiner Verbindung mit der reichen Erbin kann ja mein Glück, oder vielmehr mein Unglück erst hervorgehen! Ach ja, mein Unglück, das Grab meiner Liebe. — Auch kann ich mich nicht um Berger bemühen, wie du es wünschest, — ich kann mich doch nicht wegwerfen. Es ist an ihm, sich um meine Liebe zu bewerben, — und dazu gehört Zeit."

„Ja wohl, Zeit. Ewig ist's noch Zeit bei so langweiligen Menschen!" erwiderte Theodor höhnend. „Du bist unverbesserlich, — und ich bin ein Thor, daß ich dir mehr Verstand zutraute, als du besitzest, und dazu ist noch dies kleine Kapital längst in deinen Gefühlsspielereien verloren gegangen. — Wäre Paula schön wie du, der hölzerne Baron läge längst geschmeidig zu ihren Füßen. Die Häßliche hat Geist und Witz, und das fehlt dir gänzlich. Ja, hättest du nur wenigstens warmes Gefühl, Herz und Seele, wie es aus Maria's Augen leuchtet!"

Emmi's Gesicht verzog sich beleidigt und recht

empfindliche Worte schwebten auf ihren schönen Lippen, aber bei Theodors letzter Aeußerung sah sie ihn plötzlich überrascht an.

„Du bist sehr unartig gegen mich, Bruder!“ zankte sie in mildem Tone; „aber ich verzeihe dir, das heißt, ich verzeihe es nur um deines Herzens willen, das unglücklich liebt, wie das meine.“

„Was du nicht Alles zusammenromantisirst!“ rief Theodor lachend.

Aber Emmi fuhr beharrlich fort:

„O, du täuschest mich nicht. Ich verstehe die Zeichen der Liebe. Du liebst Maria, die ernste, schöne Maria. Armer Bruder! Um dieser Liebe willen verzeihe ich dir.“

Theodor brach in unmäßiges Lachen aus.

„Wie herrlich! Der schönste Roman ist da. Du liebst einen armen Künstler und vermählst dich aus Pflichtgefühl mit dem reichen Baron, du sanftwilliges Opferlamm, — ich bete eine schöne, gefühlvolle Unschuld vom Lande an, und muß mit verzehrender Liebesgluth im Herzen um die häßliche Erbin freien! Ist das nicht schön, nicht erhaben, nicht rührend? Ei, so weine doch, zartfühlende Emmi, unglückliche Millionärin, über dies grause Geschick! Ha, ha, ha!

Nein, Theuerste, behalte in Zukunft deine schwärmerischen Alfansereien für dich allein und muthe sie nicht auch mir noch zu. Was bildest du dir ein? Ich Maria lieben? Ich vergebens, unerhört seufzen? Wie lächerlich! Welch unsinnige Idee!"

Emmi schüttelte mißbilligend ihr schönes Haupt.

„Weshalb bist du so unwahr, Theodor? Warum suchst du mich zu täuschen, wo doch gegenseitiges Vertrauen unseren Schmerz lindern würde?"

„Immer besser! In der That! Ich bitte dich, schweige jetzt von solchen Lächerlichkeiten. Es wäre wahrhaftig sehr unzeitig, wollten wir uns über Liebesempfindungen streiten. Geld brauchen wir — Geld muß für unsere Herzenswunden Balsam sein. Wahre die deinen, empfindsame Schwester; ich habe keine; mir ist nur die Ehe zuwider und die kleine Anna mit ihrem leblosen Gesichte; darum nur wünsche ich durch deine Heirath dieser Verbindung entgehen zu können; frei möchte ich bleiben, ein ungebundenes Leben führen, genießen, was sich mir bietet, bis zur Hefe den schäumenden Becher des Lebens leeren!"

„Das wird nur durch deine Heirath mit der reichen Erbin möglich werden," sagte die Hofräthin,

welche Theodor's letzte Worte vernahm, als sie eben aus dem Nebenzimmer trat. „Alles ist eingeleitet, ich komme so eben von Anna's Tante. Du wirst ein leichtes Spiel bei dem jungen, unerfahrenen Mädchen haben. Paula soll sie in unser Haus bringen, — und wenn du liebenswürdig bist, Theodor —"

„Bin ich dies nicht immer, wenn meine Börse voll ist?" fiel dieser lachend ein. Drum fülle sie, theure Mama, daß mich meine liebenswürdige Laune nicht verläßt, wenn ich die unliebenswürdige Braut erblicke."

„Sei doch nur kurze Zeit vernünftig!" bat die Hofräthin ihren Sohn — „nur so lange bis du Bräutigam und Assessor bist."

„Bräutigam und Assessor! Mama es graut mir vor so ungeheurem Glücke."

„Ja, spotte nur, du leichter Vogel, aber frei wirst du und wir Alle erst wieder fliegen, wenn das reiche Erbe in unseren Händen ist."

„Ich sicher nicht! — Bedenke doch nur, welche lästige Zugabe für mich eine Frau ist, dieses Blei an meinen Schwingen! Ich möchte mir doch die Sache erst noch reiflich überlegen."

„Wie schaal, Theodor! Was ist denn da noch zu überlegen? Weißt du doch — —"

„Ja, ja, ich weiß Alles, wenigstens genug, um einzusehen, wie nothwendig uns das Geld der Erbin ist. So sei das Opfer dem Glücke des Hauses gebracht!" fuhr er mit etwas bitterem Spotte fort. „Dann fällst du, holde Emmi, einer Million in die Arme — dann Paula — doch nein, die häßliche Paula wird frei ausgehen. Fast möchte ich sie beneiden um ihre schlimmen Eigenschaften, die glückliche Häßliche!"

„Du bist in unausstehlicher Laune, Theodor;" rief die Hofräthin unmuthig, „sonst könntest du Paula nicht glücklicher preisen, als Emmi und dich!"

„Wer weiß, Mama, was aus Paula noch werden kann. Sie hat Geist, viel Geist, mehr als du glaubst — und seit ein Abglanz der schönen Maria, dieser heiligen Pastorstochter, auf sie fiel, ist ihr Aeußeres — —"

Die Thüre that sich lärmend auf, Paula sprang stürmisch herein und rief mit lebhafter Freude:

„Maria ist mit ihren Eltern in Friedfeld angekommen. Sie schreibt mir: die Veilchen blühen und duften so lieblich draußen, ich soll kommen und

sie ihr pflücken helfen. Morgen laufe ich hinaus nach Friedfeld; es ist nur einige Stunden Wegs dahin; Theodor kann mich begleiten und mag er nicht, gehe ich allein."

„Wie kindisch!" verwies die Hofräthin sehr ernsthaft. „Es ist jetzt keine Zeit, mit Veilchen zu tändeln; viel wichtigere Dinge beschäftigen uns eben. Es handelt sich um das Wohl von uns Allen, um unseres Hauses Glück. Auch deine Hülfe, Paula, ist dazu nöthig, — ich brauche dich, — du kannst in der nächsten Zeit die Stadt nicht verlassen."

„Nicht?" du brauchst mich, Mama? Du mich? Zu des Hauses Wohl und Glück? — Was könnte ich dabei thun? Ich, die du noch nie bedurftest, die dir bisher nur eine Last war? Sprich, Mama, wie meinst du denn dies?"

„Du warst oft so böse, Paula," sagte die Hofräthin in so milden Tone, wie ihn Paula noch nie gehört hatte, „daß ich dich für unverbesserlich hielt, aber seit einiger Zeit sehe ich mit großer Freude, daß du auch liebenswerth sein kannst. Bleibe es, und sei auch gehorsam, dann wirst du mir künftig so nahe stehen wie deine Geschwister."

„Wie ist mir denn?" sprach Paula staunend

und machte ihre großen Augen weit auf. „Du willst mich lieben, so wie du Emmi und Theodor liebst? Ich soll künftig zu euch gehören? — Ja, ich bin wohl alt und klug genug, um als Tochter des Hauses auftreten zu können.“

„Deine Stellung im Hause hängt ganz von dir selbst ab. Sei folgsam und wirke gemeinschaftlich mit uns, das gefährdete Glück der Familie aufrecht zu erhalten; werde ein gutes Kind, Paula, ich bitte dich darum.“

Die Hofräthin reichte Paula die Hand hin. Diese drückte einen leidenschaftlichen Kuß darauf und frug staunend:

„Was soll ich denn thun, Mama?“

„Vorerst nichts Wichtigeres, als daß du die kleine Anna, welche du vom Institute her kennst, besuchen und möglichst bald in unser Haus bringen sollst.“

„Die kleine Anna mit dem verdrießlichen Gesichte? Was soll die bei uns?“

„Sie wird bald zu unserer Familie gehören,“ antwortete etwas zögernd die Hofräthin, und warf einen forschenden Blick auf Paula. „Dein Bruder hat die Absicht, sich mit ihr zu verloben; sie sollen sich deshalb näher kommen, um sich kennen zu lernen.“

Paula schüttelte zweifelnd den Kopf und sagte langsam:

„Das will Theodor!“ dann trat sie vor ihn hin, sah ihm durchdringend in die Augen und frug ihn: „Liebst du denn die kleine Anna?“

„Nein!“ fuhr er heftig heraus. „Nein, und abermals nein! Doch zu was auch Liebe? — Diese Heirath ist eine Nothwendigkeit für uns! Thue, was Mama wünscht, und frage nicht weiter.“

Paula's Blick senkte sich düster von dem Bruder auf die Mutter. Sie athmete tief auf und sprach dann halbleise:

„Wie kann solches Thun des Hauses Glück befördern?“

Ueberrascht senkte die Hofräthin einen Moment ihr Auge, hob es aber schnell wieder empor und warf einen unwilligen Blick auf die grübelnde Fragerin, indem sie sagte:

„Was fragst du nach Dingen, die du nicht verstehst? Es sei dir genug zu wissen, daß Theodor um die reiche Erbin freien muß, oder großes Unheil bricht über uns Alle herein.“

„Ha, meine Ahnungen!“ murmelte Paula, den andern unverständlich, vor sich hin. Dann faßte sie

Theodors Hand: „Und Du willst es wirklich?" frug sie mit durchbohrendem Blicke ihn abermals.

„Ich muß," war seine dumpfe Antwort.

„Kann man müssen, was man nicht will, und thun, was man nicht soll?" fuhr es heiß durch ihre Seele, rieselte es kalt durch ihren Körper.

„Soll ich Anna wirklich hieher bringen zu dir? Muß es denn sein, Theodor?"

„Ja doch, ja. Was quälst du mich so?" rief er unwirrsch und verließ das Zimmer.

„So sei es!" sagte sie, ihm nachsehend. Denn es muß wohl sein, Mama? Weiß wohl, nicht wahr?"

„Wie kannst du nur so oft dasselbe fragen?" rief Emmi vorwurfsvoll. „Und Mama so ärgern? Sie wird doch wohl am besten wissen, was zu unserem Wohle taugt."

„Du bist mein liebes, gutes Kind, so verständig als schön!" schmeichelte die Hofräthin der fügsameren Tochter. „Paula will nicht aufhören, mir Kummer zu machen."

„Ich will ja Alles thun, was du verlangst, Mama," rief diese, von Schmerz und geheimem Neide erfaßt. „Morgen schon bringe ich Anna ins Haus."

„So ist es Recht, Paula. Du wirst sehen, daß es

schnell Theodors Glück sein wird, noch kennst du die Verhältnisse des Lebens nicht genug, um über solche Dinge urtheilen zu können. Du sollst aber die Welt jetzt kennen lernen; mit Theodors Verlobung will ich dich in die Gesellschaft einführen. Ich hoffe, Paula, daß du mir keine Schande machen wirst.“

„Das nicht, Mama, ganz gewiß nicht,“ antwortete sie trotzig.

„Brüste dich nicht, du hast noch Vieles an dir zu ändern, wenn du neben Emmi nur erträglich erscheinen willst.“

„Ja, sie ist schön, und ich bin häßlich — ich weiß es,“ sagte Paula mit Bitterkeit. „Aber ich kann dennoch Liebe finden, — hat nicht Maria —“

„Rede nicht davon, unterbrach sie die Hofräthin,“ und denke jetzt nur darüber nach, wie du deinen Auftrag auf die anständigste und beste Weise ausführen kannst.“

„Anna wird den morgenden Abend bei uns zubringen. Verlasse dich darauf, sie wird auch Theodors Braut in kurzer Zeit sein, die stille, sanfte Anna. Wie wäre dies anders möglich, wenn er will und liebenswürdig ist? — Aber ich begreife noch immer das Glück dieser Verbindung nicht, — Unheil ist ihr viel näher verwandt.“

„Paula, wie kannst du so sprechen, und klüger sein wollen als Mama?“ sagte Emmi unwillig.

„Das nicht; gewiß nicht! O nein, es ist mir nur so seltsam, so unheimlich, wenn ich mir Theodor und Anna zusammendenke. Dieses stille Mädchen paßt nicht in deine glänzenden Zirkel, Mama.“

„Deine Erscheinung paßt eben so wenig dahin,“ erwiderte die Hofräthin halb ärgerlich, halb spöttisch. „Und soll sich doch passen lernen.“

„O, ich werde mich bald mit deinen prächtigen Räumen befreunden,“ meinte Paula, „früher als du denkst, Mama. Sie reizen mich; es ist so schön, wenn die vielen Lichter brennen und die fröhlichen Menschen sich darin bewegen, wenn Musik erschallt, Gesang ertönt und verworrene Stimmen wie Töne der Freude durcheinander wogen. Ich lauschte oft verborgen all der Lust, und es peinigte mich stets, daß ich ihr fern bleiben mußte, denn droben in meinem einsamen Asyl ist es nicht immer schön, — da kommen mir oft recht häßliche Gedanken. Nur als Maria dort weilte, hätte ich es nicht vertauschen mögen mit hier unten. Jetzt aber will ich das schöne Leben und Treiben bei dir, Mama, kennen lernen. — Schande sollst du nicht erleben an mir, gewiß nicht!“

Sie lief fort, mit einem sonderbaren Gemische von Gedanken und Empfindungen, Erwartungen und Wünschen. Maria und die Reise zu ihr traten in den Hintergrund.

Befremdet sah ihr die Hofräthin nach. Sie wußte nicht recht, wie sie sich ihre Worte und ihr Benehmen erklären sollte, doch bald dachte sie nicht mehr daran. Die Hoffnung auf die reiche Erbschaft Anna's beschäftigte sie ausschließlich.

Paula ging eine Weile unruhig in ihrem kleinen Zimmer umher. Es wurde ihr zu enge; sie öffnete das Fenster und sah hinaus in die dunkle, wolkenschwere Nacht, über das Gewirr der Dächer hinweg nach dem hohen Dome, der, ein alles überragender Riese, seine schwarze, gigantische Masse bis in die Wolken zu erheben schien. Paula's Gedanken nahmen eine andere Richtung. Das glänzende Bild der Welt, in die sie nun bald eintreten sollte, verlor sich nach und nach; die eintönige Nacht mit ihrem geheimnißvollen Schauer wirkte auf ihr leicht empfängliches Wesen ein, und verdrängte schnell den verlockenden Reiz der Freuden, nach denen sie sich so oft gesehnt hatte, und die ihr jetzt so nahe lagen. Die sonderbaren Formen der Dächer und Bäume,

die im Dunkel der Nacht undeutlich verschwammen, dumpfe Laute, die zu ihr heraufdrangen, vom Brausen des Windes begleitet, erregten ihre Phantasie mit ängstlichen Bildern. Sie schauderte zusammen und wollte eben das Fenster wieder schließen, da zog der mächtige Dom ihren Blick noch einmal aufwärts, und sieh, — über seiner Kuppel strahlte ein funkelnder Stern in Mitten einer dunkeln, gebrochenen Wolkenschichte.

„Maria! Stern meiner Nacht!" rief sie von einer plötzlichen Empfindung erfaßt, laut hinaus. „Ich bete zu dir, erleuchte mich, holdes Licht! Maria, du mein lieblicher Stern!"

„Du rufst die Sterne an, und nennst sie Maria?" sprach höhnend eine Stimme hinter ihr. „Wie klug du doch bist! beides, Stern und Maria, sind unerreichbar. Ha ha ha!"

Erschrocken wandte sich Paula um. Theodor stand mit verstörten Blicken und unsicherer Haltung hinter ihr.

Er kam aus einer wilden Gesellschaft.

„Weshalb rufst du sie an?" fuhr er aufgeregt fort. „Was kümmert sie in ihrer ewigen Ruhe und Klarheit unser verworrenes Sein? Ah, sieh, dein Stern ist fort — die schwarze Wolke zog darüber

hin. — Maria nennst du den Stern, zu dem du betest? Was willst du mit ihm? Er steht dir so ferne wie mir. Blick auf die Erde, — nicht da hinauf nach den Sternen. Hier unten ist unsere Heimath! Komm mit, ich will dir ein Stück davon zeigen."

Er lachte wild, zog Paula mit sich fort nach dem Vorplatze, auf den ein matter Schein des unten brennenden Lichtes fiel.

„Sieh hier," sagte er mit einem Gemische von Humor und Bitterkeit. „Ein Stück modernen Lebens, wie es durch die Welt spukt! Ist es nicht lustig anzuschauen? Da unten ist Alles prächtig, nur Genuß, Lust, Freude, mit glänzend rother Schminke und wie schön colorirt, mit Schein und Schimmer aufgeputzt, — hier oben aber heult der Wind durch offene Lucken, da ist Verfall, Zerstörung, Schande! — Ein Kampf dieser Elemente hat in unserem Hause begonnen — noch ist der Sieg unentschieden; — ist das nicht lustig, Paula? Wir sind die Streiter — schüttle nicht deine dunkeln Locken! du bist auch dabei — du auch, Paula — es hilft dir Alles nichts — dein Ringen, herauszukommen, ist vergebens. Vorwärts, Paula! Du gehörst in dieses Haus. Weshalb also

rufst du die Sterne an, — Maria? Kannst du Sterne vom Himmel herunterreißen? — Willst du es, so helfe ich dir — aber beten sollst du nicht zu ihnen — beten nicht, das ist lächerlich. — Das Gold bete an, das Gold! Es ist der Götze unserer Zeit, — der Heiland der modernen Welt! Und dieser Gott giebt Genuß, Freude, Lust, Liebe und Wein! darum fort mit der Tugend, — fort mit der Andacht — fort mit deinem Sterne Maria! Ha ha ha!"

Er stieß Paula unsanft zurück und taumelte lallend in sein Zimmer.

Sie blieb lange stehen, lautlos, unbeweglich. Die Lampe unten erlosch, — es war dunkle Nacht um sie. Der Wind erhob sich draußen heftiger, heulte durch die leeren, fensterlosen Räume und wehte sie schaurig an. Es rasselte und krachte um sie, über ihr. Sie erbebte; Furcht und Entsetzen erfaßten sie. Sie floh in ihre Stube zurück, aber auch hier war schwarze Nacht und Windestoben. Der Sturm hatte das Licht ausgelöscht, warf das Fenster auf und zu, und hauste wild im Zimmer umher, dicke Regentropfen mit sich führend. Kaum vermochte sie das schützende Fenster zu schließen, dann sank sie erschöpft neben ihrem Lager nieder,

kauerte sich dort zusammen, nothdürftig eine Decke um sich ziehend.

So fand sie der frühe Morgen noch, doch entschlummert. Als der erste Sonnenstrahl über ihre blassen Wangen zuckte — erwachte sie. Die dumpfe, schwere Erinnerung an die nächtliche Scene löste der erfrischende Tagesstrahl in ruhigeres Nachdenken auf, in dem ihr Theodors Zustand und seine wilden Worte minder erschreckend vorkamen. Als er ihr später bei hellem Sonnenscheine auf dem unordentlichen, luftigen Vorplatze begegnete, lachte und scherzte er über seine Aufregung in vergangener Nacht, die er allein der Wirkung des Weines zuschrieb, und neckte sie über ihre komisch-tragische Haltung dabei.

Seine Heiterkeit den Tag über, die Freude, welche er äußerte, seine künftige Braut nun bald begrüßen zu können, so wie ihr Besuch bei derselben und das Erscheinen Anna's in der Familie, zerstreuten Paula und verwischten den Eindruck jener düstern, unheimlichen Stunde bald wieder.

5.

Der tiefblaue Maihimmel wölbte sich über Berg und Thal, seine strahlende Sonne senkte lachend und lockend ihr warmes Licht auf die schwellende Erde. Sie liebkosten mit einander voll süßer Lust und immer neue, prächtige Blüthen und Blumen sproßten empor, eine Freudenschaar duftender Frühlingskinder. Selbst die sandige Ebene um die Stadt mit dem hohen Dome bekam ein buntes, belebtes Ansehen; die Menschen, welche aus ihren Mauern traten, sahen froh in die Landschaft hinein, welche keine andern Reize bot, als des Frühlings reges Leben, der in seiner üppigen Verschwendung jede Flur beglückt. Auf der Höhe aber, die nach Westen hin sanft aus der Ebene emporstieg, hatte er seine Schwingen frei und fessellos ausgebreitet. Dort ging es weit ins Land hinein in ein reizendes Durcheinander von Hügeln und Thälern, von

lachenden Dörfern und schimmernden Schlössern, von dunkeln Waldungen und sonnigen Fluren. Alles umschloß und durchschlängelte des Frühlings weißer Blüthenkranz, durchhauchte sein würziger Athem, belebten seine fröhlichen Sänger, und ward durchgeistigt von dem geheimnißvollen und doch so fühlbaren Schaffen seiner ewigen Jugendkraft.

Aus diesen reizenden Fluren blickte auch der spitze Kirchthurm mit dem ziegelrothen Dache, der wie ein Gebieter das kleine Dörfchen um sich versammelt hatte, welches Maria mit ihren Eltern zur Heimath geworden war. Das Pfarrhaus mit seinem hohen Dache schimmerte glänzend weiß zwischen den blühenden Bäumen hervor. Ein großer Obst- und Gemüsegarten umgaben es von drei Seiten, die vierte kehrte es der Kirche zu, welche es vom Dorfe trennte. So lag es abgesondert, ungestört und friedlich, wie vom stillen Glücke zum Aufenthalt gewählt.

Im Garten arbeitete die Pfarrerin mit emsigem Fleiße; sie ordnete die Gemüseländer, während Maria Blumen pflanzte und säete, und sich der schönen Blumenstöcke erfreute. Da duftete die zarte Hyacinthe, die stolze Nelke, das zierliche Aurikel, beschei-

den krochen daneben noch verspätete Veilchen hin, dazwischen stand hochmüthig die steife Tulpe, und lachten freundlich die blauen Blümchen des Immergrüns, in langer Reihe sich hinziehend.

Der Pastor mit den silbernen Locken stand am Fenster seines Studierstübchens, und sah gemüthlich lächelnd auf Weib und Kind und die Blumen des Gartens herab. Maria blickte oft von ihrer Arbeit hinweg zu dem freundlichen Antlitze des Vaters empor. Dann nickten sie sich jedesmal zu, kaum merklich, halb unbewußt, doch ihnen verständlich, tief empfunden. Ein stilles Seelenglück der Liebe, das ihr Leben in Allem durchdrang.

Die Erscheinung des freundlichen Landpfarrers hatte gar keine Aehnlichkeit mit der des Hofraths. Es hätte sie wohl Niemand für Brüder gehalten; dennoch fand sich in ihrem innersten Wesen manche Aehnlichkeit, die jedoch durch ihre verschiedene Erziehung und verschiedene Lebensverhältnisse beinahe eben so verschieden, als ihre äußere Erscheinung geworden und schwer noch zu erkennen war, so daß sie es selbst nicht mehr zu finden vermochten, nachdem die erste Aufregung des Wiedersehens sich gelegt hatte.

In der kurzen Zeit ihres Beisammenseins blieben sie sich ziemlich fremd. Der Hofrath legte seine gewöhnte Lebensweise nicht ab, und die wenigen Stunden beim Mittagstische, in denen sie beisammen waren, füllte die Hofräthin mit nichtssagenden Gesprächen aus. Es wurde dem Pfarrerr nicht wohl in dem Hause seines Bruders, obgleich es seine Schwägerin nicht an freundlicher Aufmerksamkeit fehlen ließ. Er vermißte den herzlichen Ton, die gemüthliche Weise seiner Häuslichkeit und es schmerzte ihn, dem Bruder nicht näher zu kommen. Beim Abschiede bat er ihn dringend, ihn bald auf dem Dorfe zu besuchen. Dort, so hoffte er, würde der Hofrath wärmer und zugänglicher werden. Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß dies in dem großen Hause in der Stadt nicht möglich sei. Aber der Hofrath kam nicht, obgleich er ihn schriftlich einigemal an sein Versprechen erinnert; auch Paula zögerte noch immer mit ihrem Besuche. Briefe voll lieber Worte kamen von ihr, aber sie blieb aus, — und durch Maria's Herz zog ein erstes, leises Weh.

Bis jetzt war ihr Leben ein ungetrübtes, heiteres gewesen; die sich innig liebenden Eltern standen liebend und sorgend schon an ihrer Wiege. Das

holde Kind an der Mutter Brust, mit des Vaters Zügen in dem lieblichen Engelsgesichtchen, war die höchste Wonne ihres häuslichen Glückes, und Maria erwuchs unter jener liebenden Sorgfalt, welche der wahre Schutzengel der Kindheit ist. Sie blühte empor und entwickelte sich scheinbar ohne alles Zuthun von außen; man sah, wo Alles Liebe war, die zarten Fäden nicht, welche das Kind am Gängelbande leiteten und gegen jedes Weh des Lebens schützten. Ihr klares, schuldloses Gesicht war der Ausdruck ihres ganzen Wesens, wie es bei ihrer guten Natur und Umgebung nicht anders werden konnte. Paula's Erscheinung und die stürmische Weise, mit der sie sich Ihrer bemächtigte, war der erste wichtig hervortretende Moment ihres jungen Lebens. Er verwirrte sie etwas, doch fühlte sie sich durch die neuerwachten Gefühle so beglückt und gehoben, wie noch nie zuvor mit solchem Bewußtsein, und ihre Seele hing sich mit schwärmerischer Freundschaft an Paula.

Sie sehnte sich nach der Freundin. Der Frühling bot so viele Freuden, die sie gerne mit ihr getheilt hätte. Jetzt waren schon die Veilchen verduftet ohne Paula, die Maiglöckchen blühten bereits

im Buchenwalde draußen, die Nachtigallen sangen so wunderschön in den blühenden Gesträuchen — und noch immer kam sie nicht! Bei jeder Blume, die sie pflückte, bei Allem was sie that, dachte sie ihrer, zumal wenn der Abend kam, mit jener schwärmerischen Sehnsucht, welcher sich junge Herzen so gerne hingeben. So lehnte sie auch heute an der Gartenhecke und sah der scheidenden Sonne nach, deren letzte Strahlen in den Gipfeln der hohen Eichen spielten, welche den dunkeln Wald überragten, der nach Westen hin die Felder umzog. Sie glänzten leuchtenden Kuppeln gleich über dem Waldesdome, bis der goldene Strahl in Purpurgluth unterging, die, ein langer prachtvoller Streifen, am Horizonte sich hinzog.

Maria flüsterte leise:

„O, Paula, komm doch zu mir! sieh wie herrlich hier Alles ist!“

In demselben Augenblicke umschlang sie ein zarter Arm, und Paula's Haupt ruhte an ihrer Brust.

„Maria! Paula!“ tönte es jubelnd durch den Garten.

Die fleißige Pfarrerin sah von ihrer Arbeit weg, freudig überrascht auf die Kinder.

Maria zog die Freundin, die Verwandte zu der Mutter hin, die sie noch nie gesehen hatte.

„Dies ist Paula, meine Paula, liebe Mutter," sagte sie stolz.

„Gott sege deinen Einzug bei uns, liebes Kind!" sprach gerührt die Pfarrerin, und küßte herzlich den neuen Ankömmling auf die blassen Wangen.

Am Fenster oben stand der Pfarrer, nickte mit den weißen Locken freundlich herab und rief Paula freudiges Willkommen entgegen.

Wie war es so traulich, so heimlich still und doch so heiter in dem weißschimmernden Pfarrhause! Wie wurde es Paula so wunderbar wohl in seinem Frieden, in der frischen, freien Luft, die es umwehte! Gleich einem wirren Traume lag die letzte Zeit ihres Lebens hinter ihr, — und doch hatte sie dieselbe angezogen, gereizt, ergötzt, von Maria so lange fern gehalten. Nur flüchtig dachte sie jetzt noch an des Bruders Verlobung mit der reichen Erbin, zu der sie die Hand geboten, an die glänzenden Feste, die sie berauschten, an das verführerische Jagen nach Glanz und Gold, das sie unterhalten, an die spekulativen Pläne mit Emmi's Schönheit, und deren sentimentale Schwärmereien und ro-

manhafte Gefühle, an Theodors eitles, gemüthleeres Leben, die stille, schüchterne Braut an seiner Seite, der Mutter hastiges Ordnen und Drängen — „Alles nur zum Glücke der Familie," wie es hieß. Paula vergaß es fast unter den neuen Eindrücken, und seltsam, nur des gleichmüthigen Vaters, der unbekümmert um seines Hauses Geschichte, über welcher seine Frau allein waltete, bei den staubigen Akten und Büchern saß, mußte sie mehr gedenken als je. Warum, wußte sie eigentlich selbst nicht. War es vielleicht, weil sie ihn gebraucht und benutzt hatte, um dem Hause auf einige Zeit zu entkommen? — Sie wußte, daß er dem Pfarrer versprochen, ihn bald zu besuchen; sie wußte aber auch, daß er dazu nicht kommen würde, und hatte, auf diesen Umstand gestützt, ihren Plan ausgeführt.

Nur zwei kurze Tage hatte ihr die Mutter zu diesem Besuche bewilligt, und diese nur ungern, sie aber wollte mehr. Schon so lange harrte Maria vergebens ihrer, dafür wollte sie jetzt desto länger bei ihr bleiben. Des Vaters Versprechen, sie abzuholen, sollte ihr dazu verhelfen; aber es kostete Mühe, es ihm zu entreißen. Sie pochte schlau an die Stunde des Wiedersehens und jene gewal-

tige Rührung, welche seinem trockenen Auge einst Thränen entlockten. Sie rüttelte und zerrte so lange; bis es ihr gelang von ihm zu erpressen, was sie wünschte.

Sie spielte ein falsches Spiel. Wußte sie doch, daß der Hofrath sein Versprechen nicht halten, aus seinen eingerosteten Gewohnheiten nicht herauskommen würde — aber das gerade freute sie, sie lachte über die gelungene List, die ihr Vortheil versprach. —

„Ich bleibe im Pfarrhause, bis du kommst," sagte sie beim Abschiede zu ihrem Vater, und theilte flüchtig Emmi die getroffene Verabredung mit, um Mama davon in Kenntniß zu setzen, die eben ausgegangen war, sie entfernte sich in der festen Ueberzeugung, daß der Hofrath ihren Aufenthalt bei Maria nicht stören würde.

Das unwahre, unlautere Element, welches im Hause der Hofrähin herrschte, übte eben seinen Einfluß überall aus, im Kleinen wie im Großen. So war auch Paula von Kindheit an dieser gefährlichen Macht anheimgefallen, und an feinen Fäden von ihr festgehalten. Je vielversprechender sich ihre Ju-

gend zu entwickeln schien, desto größer wurde die Gefahr für sie, und immer schwerer ward der Kampf des Guten in ihr gegen das Schlimme. Ihr besseres Selbst zog sie zu Maria hin, deren Liebe das erste ganz glückliche Gefühl in ihr erweckt hatte. Doch gab sie sich keine Rechenschaft darüber, sie folgte hierin nur dem augenblicklichen innern Drange, wie er sie beim ersten Anblicke Maria's in deren Arme geworfen hatte. —

Paula täuschte sich nicht in ihrer klugen Berechnung. Ein Tag nach dem andern ging ihr ungestört in dieser stillen Welt voll neuer Reize hin; Maria lehrte sie die unschuldigen Freuden des Landlebens kennen und genießen. Aus dem liebereichen Frieden des Hauses führte sie die Freundin hinaus zu den Freuden der Natur, zu Gras und Halm, zu Baum und Blume, zu der Morgenröthe Pracht, in des Tages Schimmer, zu des Abends Milde, in der Nächte feierliche Andacht. Erstaunt sah Paula dann in die eigene Seele, die so Großes, so Schönes noch nie empfunden hatte; und überwältigt konnte sie ausrufen:

„Ich möchte ewig bei dir bleiben — Maria, nie mehr in die Stadt zurückkehren! —“

Aber die schönen Tage verrauschten; die Hofräthin schrieb ungeduldige Briefe. Paula wollte sich nicht stören lassen und legte sie bei Seite, fühlte aber doch die Gewalt der mütterlichen Mahnung. Sie wurde uneins mit sich, ob sie noch bleiben, oder dem Rufe ihrer Mutter folgen solle.

Da kam eines schönen Morgens Theodor mit Emmi und Anna, um der verwandten Familie seine Braut vorzustellen; auch brachte Emmi die gemessensten Befehle der Hofräthin zu Paula's Heimkehr. Der Hofrath versprach sein Kommen auf später, indem er Geschäfte halber die Stadt unmöglich jetzt verlassen könne.

Paula mußte aus verschiedenen Gründen nach Hause.

Theodor hatte seine Ernennung zum Assessor erhalten, und seine Vermählung mit Anna sollte in der nächsten Woche vollzogen werden. Er konnte noch vor dem Antritte seines Amtes über einige Zeit verfügen; diese wollte er zu einer großen Hochzeitsreise benutzen.

Er sprach viel von seinen Reiseplänen, die sich sehr weit ausdehnten. Seine Braut sah ihn dabei oft ängstlich an.

„Ich glaube," sagte Maria zu Paula, „deines Bruders Braut zöge lieber gleich in ihr Haus, als in die weite Welt. Ich möchte an ihrer Stelle dies auch."

„Ich nicht," rief Paula eifrig. „Die ganze Welt möchte ich durchstreifen! Wie muß es schön sein in der weiten Welt! Ist dieser enge Raum doch schon so reizend! Wie prächtig muß sich erst Alles gestalten hinter jenen Hügeln und Wäldern, und weiter, immer weiter!" —

„O, nein, nein, ich glaube es nicht. Ich möchte ewig auf diesem einen Flecke leben!"

Sie wechselten einen Blick, der sprach:

„Hier verstehen wir uns nicht."

Doch drückten sie sich schnell die Hände, und dieser Händedruck sagte:

„Wir lieben uns dennoch!"

Maria's Auge fiel theilnehmend auf Theodors Braut, die an seiner Seite eine so unbedeutende Rolle spielte. Sie war nicht hübsch, nicht häßlich, so eines der unbedeutenden Gesichter, die am wenigsten interessiren, — dabei war sie so schüchtern und blöde, daß sie völlig beherrscht von ihm erschien, aber nicht durch die süße Macht der Liebe, sondern

beherrscht von jener unbegreiflichen Gewalt, welche so häufig die frivolsten Männer hauptsächlich über schüchterne weibliche Naturen ausüben, die sie fast auf zauberhafte Weise an sich zu ketten wissen.

Anna, die reiche Erbin, auf deren Gold die Hofräthin das gefährdete Glück ihres Hauses neu aufbauen wollte, wagte nicht, Theodor zu widersprechen, oder etwas von ihm zu verlangen. Sie war gänzlich abhängig von seinen Blicken und Worten. Er hatte sich ihrer mit der geistigen Ueberlegenheit bemächtigt, die er diesem einfachen und einseitig erzogenen Mädchen gegenüber fühlte, und mit einer Kühnheit um ihre Liebe geworben, der ihre unselbstständige Natur nichts entgegenzusetzen wagte. Theodor suchte seine auflodernde Flammen für Maria durch wilde Freuden und banale Genüsse zu ersticken; der schwachen Anna aber trat er mit dem festen Willen entgegen, sich ihrer und ihres Erbes zu bemächtigen.

Maria's Anblick fachte seine Leidenschaft wieder an, und die Unmöglichkeit, hier seine Wünsche erfüllt zu sehen, erregte ihn heftig und erbitterte ihn gegen die schuldlose Anna. Er ließ die Gewalt, welche er über sie besaß, auf verletzende Weise her-

vortreten, was die Augen des schüchternen Mädchens mit Thränen füllte.

Maria sah Theodor mißbilligend an; sie fühlte warme Theilnahme mit der stillen sanften Braut, und suchte sie zu zerstreuen, brachte ihr Blumen, band Sträuschen mit ihr für Theodor, für Emmi, für Alle; sie plauderte von der nahen Hochzeit, und versprach die schönsten Blumen zu diesem Feste zu senden.

„O, kommen Sie selbst!" bat Anna. „Bringen Sie doch selbst die Blumen!"

„Soll ich vielleicht gar Brautführerin werden?" rief sie heiter. „Vetter Theodor, hast du nichts dagegen!"

„Doch, sehr viel!" wandte er schnell ein. Deine Schönheit würde Alles überstrahlen, dies könnte mich verwirren und . . . mein Bräutchen vielleicht auch."

Er warf bei diesen Worten einen glühenden Blick auf Maria.

„O wie unartig du sprichst!" rief sie verweisend, dann hob sie Anna's gesenktes Gesicht mit sanfter Gewalt in die Höhe, und legte ihren vollen Arm um die schmächtige Gestalt, indem sie sagte:

„Deine Braut ist dir doch das Schönste und

Liebste von Allem auf der Welt. Wie ist sie so sanft und gut gegen dich!"

Theodor gab keine Antwort; er drehte sich um und trommelte an den Fensterscheiben.

Emmi seufzte leise:

„Der unglückliche Bruder!" und dachte dabei an den hübschen Maler, mit dem sie ihr zärtliches Verhältniß bald lösen mußte.

Paula aber trat hinter Theodor und faßte ihn hart an.

„Du bist ein Narr!" rief sie ihm laut ins Ohr — und leise setzte sie hinzu:

„Du hast es ja so gewollt. Was nützt dies thörichte Sträuben jetzt?"

„Müssen!" knirschte er zwischen den Zähnen, — dann drehte er sich um, lachte und scherzte und setzte sich zärtlich neben seine Braut. Er küßte sie auf die Stelle, wo Maria's Arm gelegen, brennend heiß.

Das junge Mädchen erbebte unter diesem feurigen Kusse. Ihr bleiches Gesicht überzog dunkle Röthe, und ihre schlanke Gestalt neigte sich unwillkührlich nach Theodor hin.

So erschien sie unrettbar dem Manne verfallen,

der eine dämonische Macht über sie auszuüben verstand, den sie zu lieben wähnte, in der That aber nur fürchtete. —

Die Verwandten verließen das Pfarrhaus wieder mit dem einbrechenden Abend.

Maria blickte lange weinend der scheidenden Freundin nach. Eine trübe Ahnung zukünftiger Schmerzen durchzog ihr Herz mit banger Wehmuth. Sie wußte nicht weshalb, nicht worüber; doch als der Wagen um einen nahen Hügel bog und Paula's weißes Tuch verschwand, das flatternd Abschiedsgrüße geweht, war es ihr, als sei die schönste Zeit ihrer Jugend vorüber.

„Lebe wohl!“ rief sie laut schluchzend hinaus.

Da zog des Vaters Arm sie an seine Brust.

„Was weinst du, Maria?“ frug er mit leisem Vorwurfe, indem er die herabträufelnden Thränen von ihren rosigen Wangen küßte. „Die Freundschaft sollte ein Auge nicht trüben, das früher nie geweint. Paula wird aus dem wirren Leben der Stadt immer wieder an dein Herz zurückkehren, so hoffe ich, — wird sie es nicht, so ist das ihre nicht so gut und edel, als du glaubst, und du mußt eine jugendliche Täuschung verschmerzen, sie darf deine

innere Zufriedenheit, dein ruhiges Glück nicht stören."

„Vater, ich liebe Paula und sie ist gut und edel, — ich werde sie ewig lieben und sie mich," sagte mit dem Ausdruck der innigsten Ueberzeugung Maria. „Ich weiß es nicht, warum ich so traurig bin, so sehr traurig. Es ist wohl nur der Abschied der mich so trübe stimmt, — morgen bin ich wieder heiter. Gewiß, Vater, gewiß!"

„Gott gebe es!" sprach der Pfarrer in frommem Tone und führte sein Kind in das friedliche Pfarrhaus zurück.

Dort aber wollte einige Zeit die frühere, ungetrübte Heiterkeit nicht wieder einkehren. Der Besuch der Verwandten hatte sie verscheucht. Ihr Erscheinen war ein zu fremdartiges in dem einfachen Hause; wo nie eine Unklarheit der Gefühle und Gedanken geherrscht hatte, wogten jetzt theils peinliche, theils schmerzliche Eindrücke verworren durcheinander, und wollten nicht mehr recht entweichen.

6.

Paula war heimgekehrt und hatte die abgelegene Stube wieder aufgesucht, welche sie ihr Asyl nannte. Dort gehörte sie Maria — dort gedachte sie der schönen Stunden, welche sie mit ihr verlebt, und feierte sie in der Erinnerung nach. Aber immer häufiger wurden diese Stunden gestört, immer seltener waren sie ihr zugemessen. Die Verhältnisse des Hauses riefen sie hinab in den ersten Stock, in welchem es immer mehr Beschäftigung und aufregende Zerstreuungen für sie gab.

Ein Fest verdrängte das Andere, und Paula, das so lange zurückgesetzte Kind, ward auf einmal unentbehrlich dabei. Die Hofräthin bemerkte, daß Paula in der Gesellschaft mit ihrem barocken Wesen und ihren interessanten Augen gefiel. Sie eroberte mit unfaßlicher Schnelligkeit eine bedeutende Stellung im Hause, und einen Platz in der Gesellschaft

neben der blendend schönen Schwester. Man huldigte ihr; selbst Herr von Spaa, der schöne Malteser, der Löwe des Tages, zeichnete sie vor allen Damen aus und brachte sie dadurch in Mode.

Die Hofräthin war eitel genug, sich darüber zu freuen, und empfand mit einem Male eine gewisse Affenliebe für dieses Kind, das ihr noch vor kurzer Zeit nur als eine Last erschienen war. Sie fing an, auch an Paula's Zukunft zu denken, und suchte um so mehr die projektirte Heirath mit Emmi zu Stande zu bringen.

Theodors Vermählung gab Veranlassung, Herrn von Berger in den engeren Familienkreis zu ziehen, aber sein steifes, förmliches Wesen wurde dadurch nicht verändert. Man mußte eben auf die Zukunft hoffen und diese Angelegenheit fest im Auge behalten.

Während Theodor mit seiner jungen Frau eine Reise nach Paris und London machte, richtete die Hofräthin seine künftige Wohnung mit fürstlicher Pracht ein, und ordnete mit Anna's Geld ihre eigenen Angelegenheiten soviel als möglich. Sie erschien ganz vergnügt in diesem Thun, und unermüdlich, den neuen Glanz ihres Hauses recht zur Schau zu stellen.

Fast kein Tag verging mehr ohne irgend eine unterhaltende Zerstreuung; sie fühlte sich so erleichtert, daß der unangenehme Druck, welcher sie seither oft beengt hatte, nun theilweise abgeschüttelt war, und so befriedigt, wie ein so oberflächliches Treiben eine eitle genuß- und gefallsüchtige weibliche Natur nur irgend befriedigen kann. Sie sah täglich die elegante Welt um sich versammelt, hörte ihren frischen Humor, ihren Geschmack, ja selbst ihre äußeren Reize noch bewundern, sah, wie ihren Töchtern gehuldigt wurde, wie man sich selbst an Paula drängte. Wo sie erschienen, auf Bällen, Concerten, Theatern, öffentlichen Spaziergängen, kurz überall wo sie sich zeigten, umgab sie ein Kreis junger Herren und unterhielt sie auf die zuvorkommendste Weise. Die Hofräthin bewegte sich wieder ganz ungezwungen, seit der Erbin Geld theilweise zu ihrer Verfügung stand, und ließ ihre Neigung zu Glanz und Luxus sich immer ungebundener entfalten.

Seit der Zeit, wo das Vermögen ihres Mannes vergeudet war, die Schulden sich häuften, und nur die Achtung, in welcher der Hofrath allgemein stand, ihr bald da, bald dort Kredit verschaffte, hatte sie so leicht und froh nicht geathmet, wie jetzt.

Das Projekt mit Theodor war gelungen, Emmi's Verbindung mit Berger mußte dem Glanze des Hauses die Krone aufsetzen — und Paula? — Nun Paula konnte noch lange mit ihrer Jugend, ihrem Geiste das Haus beleben, und als ein interessanter Magnet die Männerwelt an sich fesseln.

Ein vornehmes, glänzendes Haus machen, überall erscheinen, sich durch äußeren Prunk auszeichnen, war das Ideal eines modernen Lebensglückes, wie es die Hofräthin sich gebildet hatte, und für immer darin Befriedigung zu finden glaubte; das Geld, als nothwendiges Mittel dazu, der Goetze, dem sie jede bessere Empfindung opferte. — Und doch, trotz alledem konnte sie Niemand böse nennen, ja man rühmte häufig ihre Gutmüthigkeit, ihren Wohlthätigkeitssinn, ihre Gastfreundschaft, und diese vortrefflichen Eigenschaften lagen auch wirklich in ihr, aber sie mußten eben immer nur ihrer Unterhaltung dienen, oder den äußeren Schein wahren, und verloren dadurch allen und jeden innern Werth. Dennoch fiel sie sehr häufig in die Selbsttäuschung, daß diese ihre Tugenden die Hauptursache des geopferten Vermögens, und der daraus hervorgehenden Verlegenheiten seien. Sie war weit entfernt, sich eine wirk-

liche Schuld beizumessen, und wie sie sich bestrebte, den äußeren Schein zu wahren, der ihr eben so viel galt, als der Genuß selbst, so bemühte sie sich auch, jede Mahnung ihres Innern mit Scheingründen und falschen Vorspiegelungen zu entwaffnen. Diese Täuschung recht fest zu halten, bewog sie auch noch der Wunsch, ihrem Manne gegenüber sich rechtfertigen zu können, denn trotz der Abgeschiedenheit, in welcher er lebte, und seiner Unbedeutenheit im eignen Hause, konnte sie sich dennoch einer gewissen Achtung vor ihm nicht erwehren, einer geheimen Scheu, die es ihr wünschenswerth machte, ihn nie zu tief in ihre Karten hineinschauen zu lassen, und wenn ihm jemals durch Zufall die Augen etwas aufgehen sollten, ihm gleich blendenden Sand hineinstreuen zu können.

Es war ihr bis jetzt immer gelungen, ihn, so oft es nöthig wurde, zu täuschen, und ihn in seiner Unwissenheit über alle tiefergehenden häuslichen Verhältnisse zu erhalten.

In den letzten Jahren hatte aber Manches ihren heiteren Sinn oft recht verstimmt, denn das trügerische künstliche Gewebe, das sie selbst und ihr ganzes Haus umstrickte, drohte zu zerreißen, nun aber

strahlte Alles wieder in vollem Glanze, und sie lebte berauscht in der schimmernden Gegenwart, die Zukunft in noch bunteren, lockenderen Farben erblickend. —

Theodor kehrte von Genüssen übersättigt — aber nicht beglückt zurück. Verstimmt bezog er mit Anna seine prächtige Wohnung, und der jungen Frau kam es unheimlich in diesen geschmückten Räumen vor, unheimlicher aber noch im Hause ihrer Schwiegermutter, dessen lärmende Vergnügungen ihre stille Natur beängstigten.

Als man sie, das schüchterne, unerfahrene Kind zuerst in dies Haus lockte, vermied man Alles, was ihr oder ihrer Tante hätte unangenehm auffallen können. Man that so herzlich, so einfach, dabei wußte die Hofräthin ihr allerlei kleine Freuden und Unterhaltungen zu bereiten, auch Emmi und Paula bemühten sich um ihre kleine Person, und Theodor war so hübsch, so liebenswürdig, so heiter und kühn, daß ihr schon etwas erregtes Herz bald gefangen, ihr unselbständiger Verstand umnebelt war; als sie anfing zu zittern, und Alles anders sich vor ihr gestaltete, da war ihr Schicksal entschieden, sie hatte weder Kraft noch Muth, dagegen anzukämpfen. Auch jetzt wagte sie nicht zu klagen; sie zog sich nur

scheu zurück, was man ihr nicht wehrte, denn ihre Erscheinung paßte nicht in die Zirkel der Hofräthin, wie Paula einst richtig bemerkte.

So wurde Anna wieder völlig einsam, einsamer noch als sie es in dem Hause ihrer Tante gewesen war. Der Reichthum vermochte die Waise nicht zu schützen, er konnte ihr nicht Elternliebe, nicht ein sorgendes Mutterherz gewinnen, noch ersetzen. — Sie wurde kränkelnd, immer stiller und bekümmerter.

Theodor war dies zuwider, und da er mit ihr kein Haus machen konnte, vermied er ihre Nähe so viel als möglich, und suchte sich anderwärts zu unterhalten. In dem Hause seiner Mutter wie außerhalb desselben, verschaffte das reiche Erbe seiner Frau ihm Lebensgenüsse, wie er sie wünschte, während sie sich daheim verlassen und grenzenlos unglücklich fühlte.

Ihre Tante, welche trotz ihres beschränkten Verstandes doch bald einsah, daß sie der neuen Weltordnung zu viel nachgegeben, indem sie ihre einfach erzogene Nichte in das vornehme Haus ziehen ließ, kränkte sich sehr darüber, und da sie dadurch einmal in ihrer Ruhe gestört wurde, ging sie noch weiter, und überhäufte die Hofräthin mit derben Vorwür-

fen; aber diese kümmerte sich wenig um das Gekeife der ordinären Bürgersfrau, und verbat sich ihre ferneren Besuche.

Die tiefgekränkte Stadträthin suchte ihre Nichte zu bestimmen, ihren Mann zu verlassen, und auf eine gerichtliche Scheidung zu dringen; aber dazu hatte Anna nicht die nöthige Energie, auch wollte sie es nicht; sie fühlte sich Mutter, und dieses neue Band fesselte sie unauflöslich an Theodor; dann hoffte sie insgeheim, der Besitz eines Wesens, das ihnen Beiden angehöre, werde ihn mehr an sie und sein Haus fesseln. Sie kannte die beherrschende und verführerische Gewalt noch nicht genug, welche flüchtiger Lebensgenuß, stete Aufregung und Zerstreuung über diejenigen ausübt, die leichtsinnig sich hineinbegeben, wie darunter tiefere und edlere Empfindungen der Seele in oberflächliche Regungen sich umwandeln, und der Egoismus, dieser unzertrennliche Gefährte des Menschen, die gehässigste Gestalt annimmt.

Anna wies den Vorschlag ihrer Tante entschieden zurück, sie, die bisher nie gewagt hatte, zu widersprechen. Die alte Dame verließ das einfältige Weib, wie sie ihre Nichte nannte, höchst auf-

gebracht, und suchte Ruhe und Trost in ihrem bequemen Lehnsessel, die brummende Bella auf dem Schooße. — Theodor fing an unter den aufregenden Zerstreuungen seines Lebens sein Amt sehr leichtsinnig zu besorgen, und bedachte eben so wenig, welche ungeheure Summen täglich von seinem Vermögen verschwendet wurden. Mahnte ihn Anna einmal schüchtern daran, so brauste er heftig gegen sie auf; und gab es gleichwohl Veranlassung, mit seiner Mutter über diesen Gegenstand zu sprechen, so stellte es ihm diese als eine unabwendbare Nothwendigkeit vor, glaubte es wohl selbst, und beschwichtigte jeden etwaigen Zweifel mit Emmi's baldigem Reichthume.

Herr von Berger wurde ein häufiger Gast im Hause, und staunte unverkennbar Emmi's Schönheit an, was die Hoffnung der Hofräthin immer mehr erhöhte, aber sie auch zu immer größeren Ausgaben veranlaßte.

Paula lebte in einer schwindelnden Betäubung. Die Vergnügungen und Zerstreuungen, in welche sie hineingezogen wurde, fesselten ihren lebhaften, unsteten Geist; die Rolle, welche sie auf einmal in der Gesellschaft spielte, die unerwarteten Huldigun-

gen, die man ihr darbrachte, schmeichelten ihr und reizten ihre Eitelkeit. Ihr Verstand, ihr Witz, ihr originelles, graziöses Benehmen trugen meistens den Sieg über Emmi's Schönheit davon. Alles stürmte zu rasch, zu unerwartet auf sie ein, berauschte sie und wurde ihr viel gefährlicher als ihre frühere, liebeleere Einsamkeit. Doch noch immer blieb das kleine Asyl im zweiten Stocke ihr theuer, in ihm fand sie die Erinnerung an Maria, an die edleren Stunden ihres Lebens. Oft, wenn sie aus den glänzenden Zirkeln zurückkehrte, in denen ihre Eitelkeit Triumphe gefeiert, floh sie in die kleine Stube hinauf, sah über die Dächer hinweg nach dem hohen Dome, über dem der schöne Stern flimmerte, den sie Maria nannte. Ihm rief sie Grüße an die Freundin zu, ihm vertraute sie die vorübergehenden Regungen ihrer besseren Natur. Sie hatte Maria noch mehrere Mal besucht, aber immer nur auf einige flüchtige Stunden, diese waren jedoch zu kurz, sie selbst auch zu zerstreut, um das frühere selige Glück in dem stillen Pfarrhause wieder finden zu können.

„Es war ein schöner Traum," sagte sie dann. „Er ist vorüber, aber seine Erinnerung wird mir ewig theuer sein."

Bei Maria ließ dies flüchtige Erscheinen Paula's stets einen schmerzlichen Eindruck zurück. Sie kam so überraschend, so blendend wie ein Meteor, das plötzlich erscheint und verschwindet. Seit den angehenden Winterfreuden fand sie keine Zeit mehr, Maria zu besuchen, und diese kam nicht in die Stadt.

Der sorgliche Pfarrer hielt sein Kind bei den Blumen im Garten und in der traulichen Stube zurück. Er selbst besuchte zwar seinen Bruder häufig, aber stets ohne die Seinen. Was er in dem Hause des Hofraths sah, erschien ihm immer unerfreulicher, obgleich er wenig damit in Berührung kam. Er hielt sich meistens im Studierzimmer seines Bruders auf, da es ihm hauptsächlich darum zu thun war, seinem Herzen näher zu kommen. Der einsame Mann flößte ihm tiefes Bedauern ein; er bot alle seine Liebe auf, um ihn zugänglicher und empfänglicher zu machen, aber es wollte nicht gelingen. Der Hofrath blieb in sich gekehrt, ganz unbeweglich in seiner pedantischen Lebensweise; doch schien des Pfarrers Gegenwart ihn zu erfreuen, ja er entbehrte etwas, wenn er einmal längere Zeit nicht zu ihm kam.

Paula begrüßte anfangs den Oheim immer mit stürmischer Freude, und bat ihn dringend, ihr Maria auf einige Zeit zu bringen, aber sein ernster Blick und seine stets gleiche Antwort: „sie paßt nicht hieher, lasse sie ruhig draußen,“ schreckten sie zurück. Bald empfand sie auch eine eigenthümliche Scheu vor dem Manne mit den silbernen Locken, und es wurde ihr immer verständlicher, daß Maria für sie verloren sei.

Das große Haus mit seinem schimmernden Tand, und ihr eigenes ruheloses Treiben darin, konnte dann momentan wie eine Spukgeschichte voll unheimlicher Lust und nächtlichem Grauen an ihr vorüberziehen, zu welcher jene Scene mit Theodor, auf dem halbverfallenen Raume vor ihrem kleinen Zimmer, die ihr häufig wieder einfiel, den Commentar lieferte. Bald wagte Paula nicht mehr den Oheim nach Maria zu fragen, noch weniger ihn zu bitten, ihr diese zu bringen.

„Was willst du den Stern aus seiner Höhe herabreißen? Lasse ihn! Er steht dir zu fern!“ hatte Theodor in der Aufregung des Weines gesagt — und er hatte Recht. Was sollte Maria noch bei ihr? Sie

durfte nicht in den wilden Strudel blicken, der sie berauschte und den idealen Empfindungen des reinen Kindes immer mehr entfremdete. Wenn des Pfarrers fester Schritt durch das Haus hallte, verließ sie es, um seiner ehrwürdigen Gestalt nicht zu begegnen, nicht in sein freundliches, doch so ernst mahnendes Auge schauen zu müssen. Seine Gegenwart erweckte ein beschämendes Gefühl in ihr, dem ihr Trotz und ihre Eitelkeit entgehen wollte.

Auf einmal blieb der Pfarrer längere Zeit aus; die Hofräthin, welcher sein Erscheinen stets lästig war, freute sich darüber, und hoffte, er habe ihren fein angedeuteten Wunsch verstanden, sie nicht mehr so häufig zu besuchen. Paula beunruhigte jedoch sein Ausbleiben in manchen Stunden, aber sie scheute sich nach der Ursache zu forschen. —

Der Hofrath, welcher sich an seines Bruders öfteres Kommen, und ein wohlthuendes Gefühl, das seine Nähe auf ihn hervorbrachte, gewöhnt hatte, entbehrte etwas in seinem gleichförmigen Leben, seit er ferne blieb. Woher dies eigentlich komme, war er sich selbst nicht recht bewußt, aber es verstimmte und beklemmte ihn.

So schritt er eines Morgens, nachsinnend über

seine ihm selbst unfaßliche Unruhe, durch die Straßen und blieb zu wiederholten Malen stehen.

„Wollen der Herr Hofrath fahren?“ rief ihm ein Kutscher zu, an dessen Droschke er eben still stand. „Eine Spazierfahrt vielleicht? Es ist heute ein so schöner, heller Tag.“

„Ja, ich könnte. — Weißt du den Weg nach Friedfeld?“

„Versteht sich. Steigen Sie nur ein.“

Der Hofrath saß in der Droschke und fuhr zur Stadt hinaus, voll Erstaunen, wie er dazu gekommen. — Es ging immer weiter; er schüttelte bedenklich den Kopf und sah sich endlich verwundert vor dem weiß schimmernden Pfarrhause.

Freudig überrascht eilten ihm der Bruder, die Schwägerin, Maria, mit herzlichem Willkommen entgegen, selbst die Magd kam die Treppe herab, den vornehmen Herrn aus der Stadt zu begrüßen.

„Doch endlich einmal, Bruder Anselm, kommst du zu mir!“ rief bewegt der Pfarrer und drückte ihn an sein Herz.

Mit ganz besonderer Sorge bemühte sich die Pfarrerin um ihn. Sie brachte dem Erstaunten den warmen Schlafrock ihres Mannes, und wickelte

seine dünne Gestalt ganz hinein, dann setzte sie ihm eine kräftige warme Brühe vor, und bald stand von Allem, was in der Speisekammer vorräthig war, auf dem Tische, einfache aber wohlschmeckende Dinge.

Maria sprach dem Onkel freundlich zu, dann frug sie ihn nach Paula und Emmi und nach mancherlei sonstigen Dingen in seinem Hause, wovon er wenig oder nichts wußte.

Die Pfarrerin erkundigte sich nach der Hofräthin.

Er besann sich, konnte ihr aber nicht viel sagen. Seit gestern Mittag hatte er seine Frau nicht mehr gesehen. Dies kam ihm auf einmal sonderbar vor; er schüttelte wiederholt sein kahles Haupt, war es ihm doch, als sei er ein Fremdling in seinem eignen Hause, während er hier bei den kaum gekannten Verwandten bereits ganz heimisch geworden war. Dies Gefühl steigerte sich noch, als der Pfarrer ihm von seiner Vergangenheit erzählte.

In heiterer Weise schilderte er ihm die einfachen Ereignisse seines Lebens; nur wenige wichtige Momente traten daraus hervor, und doch bot es viele Anhaltpunkte, bei denen sein Herz in langen, lieben Erinnerungen verweilte und die er dann in die Gegenwart mit hineinwob, bis aus den vielen

kleinen, anmuthigen Scenen ein einziges, schönes Gemälde wurde, ein lebendiges Bild häuslicher Glückseligkeit.

Es zog an dem Hofrath vorüber, wie ein anmuthiger Traum; er konnte als Wirklichkeit unmöglich ganz verstehen und begreifen, was ihm so fremd war, so ferne lag, und doch war es ihm so wohl bei diesen Tönen der Liebe, die in seinem innersten Herzen ein leises Echo fanden. Er wurde ganz still, sah ganz in sich versunken vor sich nieder, und über seine sonst so unbeweglichen Züge zuckte ein leises Lächeln, wie ein plötzlicher Sonnenstrahl, der in tiefe Schatten fällt. Zwar schwand es wieder, als er das Pfarrhaus mit seinen gemüthlichen, guten Menschen verlassen, und die Mauern der Stadt ihm wieder sichtbar wurden; aber noch immer wehte in seinem kalten, trocknen Herzen ein warmer Hauch, das Eis darin begann aufzuthauen, zu schmelzen. Je näher er jedoch dem Schauplatze seiner eingerosteten Gewohnheiten kam, desto mehr machten diese sich wieder geltend; doch bei seiner Rückkehr erschien ihm, vielleicht zum erstenmale, seine Stube düster und kalt. Es zog ihn hinüber in das Wohnzimmer, er sehnte sich, seine Familie zu sehen. War er

doch heute einmal heraus aus seiner gewohnten Weise, und die Stunde längst vorüber, wo er in das Casino zu gehen pflegte. Warum sollte er so einsam in seinem Zimmer bleiben? —

Unschlüssig stand er an seiner Thüre, die Klinke in der Hand. Er ließ sie wieder los; griff wieder nach ihr; er wollte zu seinem Weibe, seinen Kindern und Maria's Grüße an Paula bestellen. Entschlossen trat er endlich hinaus in den engen Gang, der nach dem Vorplatze führte, welcher sein Zimmer von den vordern Räumen schied. Dort war es hell und laut; geschäftig liefen dienende Personen ab und zu, und verschiedenartige Töne umschwirrten ihn: Musik, Gesang, Lachen, Gesumme von Sprechenden; ein unharmonisches Gemisch, das ihn erschreckte.

„Was giebt es da Vorne?" frug er ein fremdes Gesicht, das eben mit einem zweideutigen Seitenblicke auf ihn vorübereilte.

„Gesellschaft bei der Frau Hofräthin. Was will Er?"

„Das sind ja der Herr Hofrath," rief eine Dienerin des Hauses verweisend dem fremden Aufwärter zu.

„Entschuldigen Sie! Ich wußte nicht —"

Der fremde Mensch lief mit diesen Worten davon.

„Der Herr Hofrath wollen doch nicht zur Gesellschaft?“ frug die Dienerin den verlegenen Herrn des Hauses. „Da müßten Sie doch erst etwas andere Toilette machen.“

„Nein, das will ich nicht,“ gab er kurz zur Antwort und wandte sich um. Er fühlte ein Weh durch sein Inneres ziehen.

„Ich glaube, die Reise hat mich krank gemacht,“ sprach er zu sich. „Es war auch eine sonderbare Idee; wie kam ich nur dazu?“

Langsam schritt er wieder nach dem Gange, seinem einsamen Zimmer zu; — da fielen ihm Maria's Grüße an Paula ein.

„Paula soll gleich zu mir kommen!“ rief er sich umwendend der Dienerin zu und ging dann schnell in sein düstres Gemach. —

Dort setzte er sich ermüdet vor den Tisch voll Acten und Büchern, und sah mechanisch diese stillen, melancholischen Gefährten seines Lebens an. Da öffnete sich rasch die Thüre. Paula im weißen Ballkleide, mit Perlen und Blumen in den dunkeln Locken, trat hastig herein.

„Was giebt es, Vater?“ frug sie in aufgeregtem, ängstlichem Tone. „Du warst draußen bei ih-

nen? Was ist geschehen, daß du draußen warst? Was macht Maria? Warum kam der Oheim so lange nicht?"

„Er war krank, doch ist er jetzt wieder gesund und Maria sendet dir Grüße durch mich. Dies wollte ich dir nur sagen, darum ließ ich dich rufen," gab der Hofrath ruhig zur Antwort.

„Warum ginst du hinaus? Du wußtest doch nicht, daß der Oheim krank war."

„Nein, das wußte ich nicht, ich erfuhr es erst draußen, und ich weiß selbst nicht so recht, wie ich zu dieser Reise kam; es verlangte mich, Albrecht zu sehen, der so lange nicht bei mir war."

„Wenn du es mir gesagt hättest, wäre ich mit dir gegangen."

„Ich dachte nicht daran; auch sah ich euch ja nicht zuvor."

Es lag etwas sehr wehmüthiges in dem Tone, mit dem er diese Worte sprach — ihm wohl kaum selbst bewußt.

Paula sah betroffen den Vater an, der einsam in der abgeschiedenen Stube saß, fern von den glänzenden Räumen seines Hauses, wo Lust und Freude herrschten.

„Warum kommst du denn niemals in Mama's Gesellschaften?" frug sie plötzlich.

Der Hofrath sah sie überrascht an, dann senkte er seinen Kopf nachsinnend herab.

„Warum? Das weiß ich eigentlich nicht deutlich zu erklären," sprach er halbleise. „Es kam eben so, ist so, war immer so — und weshalb sollte es auch anders sein? — Ich lebe für meinen Beruf, wie es Recht ist, sie für das Haus und euch Kinder. Sie versteht dies, ich jenes. So war es bisher, und dennoch — —"

Er schwieg wie mit sich selbst uneins.

„Und dennoch," fuhr Paula fort, „ist es nicht, wie es sein sollte. Ihr gehört doch zusammen, seid etwas Vereintes, Unzertrennliches, und lebt so getrennt, jedes für sich, wie allein, und wir, eure Kinder, gehören euch doch miteinander."

„So ist es," murmelte der Hofrath vor sich hin, dann sah er Paula an, und seine Stimme zitterte, als er zu ihr sagte:

„Eigentlich gehört Ihr doch nur ihr; — ich bin allein. Maria gehört Vater und Mutter. Ich habe Niemand!"

„Ich gehöre auch dir, Vater!" rief Paula tiefer-

griffen; „bin dein Kind wie der Mutter ihres. Ich will dich lieben; schlinge deinen Arm um mich, guter Vater."

Sie warf sich vor ihm nieder, umfaßte seine Knie und fuhr flehend fort:

„Aber du mußt es auch dulden und dich uns nicht immer entziehen!" „Wir wissen ja kaum, daß wir einen Vater haben."

„Liebst du mich denn?" frug er, hingerissen durch ihren innigen Ton und die Leidenschaft ihrer Bewegung, und sein matter Blick hing sich forschend an ihr feuriges Auge.

„Mein Vater!"

„Mein Kind!"

tönte es in denselben Athemzügen von ihren Lippen.

Paula ergriff und küßte des Vaters welke Hände. Seine Thränen benetzten ihre Stirne; dann strich er schmeichelnd über ihre dunkeln Locken, hob ihr Gesicht in die Höhe und sah sie lächelnd an. Das war sein Kind. Er hatte es noch nie so gesehen. Wurde es ihm denn heute erst geboren? War dies wirklich Paula? Die böse, häßliche Paula — das unartige Kind, von dem er nur Schlimmes vernommen? — Wie schön, wie lieb war sie doch! Er konnte

es nicht fassen, nicht begreifen dies Jetzt und Sonst. Es verwirrte ihn und machte ihn unruhig. Beinahe weinend bat er:

„Ich will deine Mutter sehen, Paula, deine Mutter. Hole sie mir! Ich will mit ihr von meinen Kindern sprechen — und von Liebe!“ setzte er leise hinzu.

Paula sprang empor. Ein Schreckgespenst stand die glänzende Gesellschaft vor ihr. Aber dieser heilige Moment, durfte er vorübergehen? Sie empfand tief seine Wichtigkeit, und mit dem leichten Wechsel ihrer Empfindungen trat gedankenschnell ein schönes Bild häuslichen Glückes vor ihre Seele.

Sie eilte beflügelten Schrittes durch die glänzenden Zimmer zu ihrer Mutter, Alles um sich her vergessend. Wie war sie so schön die häßliche Paula in ihrer edlen Seelenaufregung! Ihr Auge strahlte wunderbar und ihre gelblich blasse Wange färbte ein hohes Roth. Man sah sie staunend an; sie bemerkte es nicht; sie drängte sich hinter den Stuhl ihrer Mutter, welche am Spieltische saß.

„Mama, komm zum Vater! Er verlangt nach dir,“ sagte sie laut.

Ein stechender Blick traf sie.

„Ist der Hofrath krank?“ frug die spielende Dame.

„Nein, nein!“ antwortete Paula in gedämpftem Tone. „Aber du mußt doch zum Vater kommen.“

„Weshalb?“ warf die Hofräthin leise hin, und spielte ruhig weiter.

Paula besann sich, sie blickte um sich her und begegnete spöttisch lächelnden, neugierigen Mienen; sie wollte ihnen Trotz bieten und sagte mit lauter, fast befehlender Stimme zu ihrer Mutter:

„Der Vater war beim Onkel draußen. Er muß dich sprechen. Mama komm, komm, du darfst nicht länger zögern!“

Die Hofräthin entfärbte sich, beugte ihren Kopf zurück und sagte leise, aber bestimmt:

„Das hat bis morgen Zeit. Geh! kein Wort weiter!“

Paula preßte die Hand auf das Herz, eine Thräne trat in ihr Auge.

Herr von Spaa stand an ihrer Seite und flüsterte ihr vertraulich ins Ohr:

„Was ist Ihnen, Paula? Wie sind Sie reizend in dieser Aufregung!“

Sie wandte sich nach dem schönen Manne um, der heimlich ihre Hand faßte und zärtlich drückte.

Das Herz drohte ihr zu zerspringen; sie wußte

nicht, was sie beginnen sollte, und lauschte mechanisch den galanten Worten des modernen Ritters.

Herr von Berger saß am Spieltische der Hofräthin und warf von Zeit zu Zeit staunende Blicke auf Emmi, welche prachtvoll schön ihm gegenüber stand und mit einigen Damen und Herren ein Album durchblätterte, während sie zwischendurch ihr schmachtendes Auge auf ihn richtete.

Der Robber war zu Ende. Die Hofräthin fing ein verbindliches Gespräch mit Herrn von Berger an. Paula's Wangen glühten, es zuckte nervös in ihren beweglichen Zügen, ein feuchter Schleier zog sich immer dichter über ihr strahlendes Auge, und ihre Hand zitterte merklich in der ihres Verehrers. Da thaten sich die Flügelthüren auf. Es wurde gemeldet, daß die Abendtafel servirt sei. Herr von Spaa nahm Paula's Arm und zog sie fort.

„Hoffentlich sind Sie meine Tischnachbarin?“ sagte er mehr zärtlich als galant. Das Zittern ihrer Hand, ihre glühende Wange legte er zu seinen Gunsten aus und wurde dadurch kühner. „Wo waren Sie denn so lange?“ flüsterte er fort. Ich vermißte Sie schmerzlich. Jede Minute ohne Sie ist mir eine Ewigkeit; ich ertrüge die Gesellschaft nicht

mehr, wenn Sie ihr fehlten; es ist Alles fade und langweilig, wo Sie nicht sind; ich fühle mich unwiderstehlich zu Ihnen hingezogen. Darf ich hoffen, theure, liebe Paula, daß auch in Ihrem Herzen eine Stimme für mich spricht?"

Paula hörte kaum auf dies zärtliche Geplauder, obgleich Herr von Spaa sie mehr interessirte, als alle andern Männer ihrer Umgebung. Sie dachte jetzt nur an den Vater, der vergeblich auf die Mutter warte — und es zog sie fort zu ihm. Sie suchte zu entkommen, wußte aber nicht wie, und zauderte einige Augenblicke; doch sie wollte fort. Ihr Trotz kam ihr zu Hülfe. Rasch zog sie ihre Hand aus Spaa's Arm, indem sie ihm zurief:

„Ich habe noch etwas zu besorgen."

Sie rannte zur Thüre hinaus. Befremdet sah der schöne Mann ihr nach, — mit spöttischem Naserümpfen die nahen Damen.

„Sie ist doch immer barock — will immer durch etwas auffallen, — wie unanständig, — dies Benehmen soll wohl die fehlenden Reize ersetzen? —"

Diese und noch andere dergleichen freundliche Bemerkungen flüsterten die Freundinnen des Hauses einander zu.

„Ihre reizende Tischnachbarin hat Sie verlassen?“ rief lachend Herr von Spaa's Gegenüber.

„Ich denke, sie kehrt bald von ihrer Flucht zurück!“ antwortete der schöne, gefeierte Held der Damenwelt mit einem siegreichen Lächeln.

Aber Paula's Stuhl blieb leer. Sie kam nicht mehr in die Gesellschaft.

Die Hofräthin wurde ärgerlich, als sie es bemerkte, konnte sich aber nicht entschließen, nach der Ursache zu forschen. Die Gegenwart Bergers nahm sie zu sehr in Anspruch; er war heute etwas zugänglicher als sonst, und ihre Hoffnungen in Bezug auf Emmi erschienen ihr wahrscheinlicher als je. Emmi selbst ergab sich mit immer größerer Willfährigkeit in die Pläne ihrer Mutter, und näherte sich dem steifen Junggesellen so viel als möglich, schwärmte jedoch noch stets für den schönen Maler, und unterhielt ganz im Geheimen ein zärtlich sentimentales Verhältniß mit ihm.

Während Emmi, ihre Mutter und Theodor Alles aufboten, den Abend auf die beste und zugleich unterhaltendste Weise für ihre Pläne zu benützen, saß Paula, von einem mächtigen Gefühle getrieben, am Bette des Vaters, den sie ganz erschöpft bei

ihrer Rückkehr gefunden hatte. Sie nahm seine Hand, küßte ihn zärtlich und suchte in ihrer stürmischen Weise seine erwachten Gefühle aufrecht zu erhalten; aber dies war zu viel für ihn. Beinahe erschrocken wandte er sich von ihr hinweg und bat sie, ruhig zu sein, zu schweigen, und ihn nicht länger zu stören. Bald schloß er seine Augen und schlief ermüdet ein.

Traurig und enttäuscht legte sie ihr Haupt auf das Kissen neben ihn. Wirre, unruhige Gedanken durchzogen ihren Geist, und nach einer Weile umfing sie betäubender Halbschlummer. Aus dieser peinigenden Ermattung rang sich beruhigend Maria's klare Erscheinung und führte sie in das Reich holder Träume hinüber. Ihr Auge schloß sich fester, ihre Lippen hauchten „Maria," die spukhaften Bilder entflohen; sie sah sich in dem stillen Pfarrhause, in dem blumigen Garten, unter dem klaren blauen Himmel voll milden Mondesschimmer, — da erweckte sie lautes Geräusch.

Auf dem Vorplatze erschallten Stimmen, Wagen rasselten durch die Straßen. Erschrocken fuhr sie empor, — zerknitterte Blumen fielen aus ihren Locken, und die losen Perlenschnüre hingen sich

kalt über ihren Nacken. Sie sah nieder auf das weiße, luftige Gewand, das zerdrückt und unordentlich sie unschön umhüllte.

„Tand und Schimmer, wie leicht dahin! —“ sagte sie, „und doch so verführerisch.“ Dann fiel ihr Auge auf den ruhig schlafenden Vater, welcher ihr wieder so ferne stand, als früher.

„Alles geht vorüber,“ spottete sie mit einer Bitterkeit, die sie lange nicht mehr empfunden hatte. „Die väterlichen Empfindungen sind eingeschlafen; — Mama's glänzende Gesellschaft ist zu Ende. Ich bin doch begierig, ob von diesen oder jenen morgen etwas mehr noch übrig ist, als einige Verwirrung, hier im Herzen, dort im Salon. Man räumt ein wenig auf, und Alles ist dann wie zuvor.

Sie strich die verworrenen Locken aus dem Gesichte, preßte die Hand an die Stirn — und einige Thränen rollten über ihre erblaßten Wangen.

„Maria, du!“ klang es in schmerzlich gepreßten Lauten aus ihrer Brust. „Ja, bei dir in dem stillen Pfarrhause hätte mir eine Heimath werden müssen; aber schon lange, lange, von immerher! — Ich fand dich zu spät, holder Stern, zu spät! Ich komme nicht mehr aus dem großen, verworrenen

Hause heraus, — ich gehöre zu ihm — bin ihm verfallen! Theodor hatte Recht."

Sie küßte leise die Stirne ihres Vaters und schlich hinauf in ihr Zimmer im zweiten Stocke. Angekleidet legte sie sich auf ihr Lager und suchte Ruhe im Schlafe; doch erst mit dem anbrechenden Tage senkte sich ihr Auge zu wohlthätigem Vergessen.

7.

Der Hofrath kehrte am andern Tage zu seiner gewohnten Lebensweise zurück, als sei er gar nicht herausgekommen. Wie ein sonderbares, unwillkürliches Erlebniß lag das Gestern hinter ihm; er vermochte es kaum zu begreifen, was ihm geschehen, und suchte es zu vergessen. Die Macht jahrelanger Gewohnheiten beherrschte ihn so sehr, daß der Gedanke erschreckend auf ihn wirkte, einen Tag aus ihnen herausgekommen zu sein. Die Gefühlserregung, welche ihn in des Bruders gemüthlicher Häuslichkeit überkommen, und bei dem Anblicke des eignen, lieben Kindes zu tiefer Ergrif-

fenheit gesteigert hatte, verkroch sich schnell wieder unter den Staub der Akten und seine pedantische trockne Lebensweise.

Als Paula am andern Morgen aus ihrem Zimmer herabkam, war der Hofrath längst in Geschäften seines Amtes ausgegangen, und als sie am Mittagstische mit ihm zusammentraf und spähend ihn ansah, war jener Lichtstrahl des Gefühles, der am vergangnen Abend in seinem Auge geleuchtet, nicht mehr darin zu finden. Er sah wohl zuweilen nach ihr hin, aber sobald sein Blick den ihren traf, senkte sich sein Auge mit kaum merklichem Kopfschütteln zu Boden. Er kehrte von seiner Familie in sein Studierzimmer zurück und blieb, was er immer gewesen, ein abgesonderter, einsamer Mann in seinem eignen Hause. Die Zeit war längst vorüber, wo es hätte anders mit ihm werden können, wo Liebe und Theilnahme ihn vielleicht für immer herausgerissen hätten aus der allzu pedantisch-gelehrten Versunkenheit seines Lebens, und es möglich geworden wäre, ihn auch empfänglich zu machen für gemüthliche, häusliche Freuden. Tief versteckt in seinem Innern lag jener heilige Keim der Liebe, der bei seinem Bruder zur schönsten Lebendigkeit sich entfaltet, und von früher

Jugend an in Alles, was sein Leben ausmachte, sich eng verwoben hatte. Bei ihm hätte es der Pflege bedurft, einer sorglichen Entwicklung und Erhaltung, die liebende Hand fehlte dazu, das richtige Verständniß mangelte, den tief verborgenen Keim als schöne Pflanze an das Licht des Tages zu fördern, — jetzt lag er vertrocknet in staubigem Boden, und weder ein milder, befruchtender Thau, noch eine gewaltige Erschütterung konnten ihm dauernde Lebenskraft verleihen.

Paula begriff den Vater nicht recht. Ihrer jugendlichen Unerfahrenheit lag die Erkenntniß der Irrgänge des menschlichen Herzens, und jene äußeren Einwirkungen auf das tiefere, innere Dasein, die das menschliche Leben so entschieden dominiren, noch zu fern. War sie sich selbst doch ein unklares Räthsel, dessen Zusammenstellung sie nicht faßte, nicht prüfte, noch viel weniger dessen Lösung versuchte. Daß ihr Vater am andern Tage so völlig gleichmüthig war, überraschte sie zwar nicht, berührte sie aber empfindlich.

Sie erzählte ihrer Mutter von jener Abendstunde und machte ihr Vorwürfe, daß sie dem Rufe des

Vaters nicht gefolgt sei, und so jede vertrauliche Annäherung zurückgewiesen habe.

Die Hofräthin lachte über ihre Naivetät, die so etwas für möglich und wünschenswerth halten könne, und nannte jenen Moment eine krankhafte Nervenverstimmung, in welche die ungewohnte Reise den Hofrath versetzt habe. Sie meinte, er kenne nur die Pflichten seines Amtes, alte Dokumente und gelehrte Schriften, und lebe nur in längstvergangenen Dingen. Die lebendige Gegenwart berühre ihn kaum, Alles was darin liege, gehöre nicht in das Bereich seines Denkvermögens, noch weniger seiner Empfindungsweise, und selbst wenn dies anders wäre, was könnte man jetzt noch in dem geselligen Leben, dem er immer fremd gewesen, mit ihm anfangen?

„Unsere Lebenswege gingen nie zusammen," erörterte sie noch zuletzt. „Doch war unsere Ehe eine von den wenigen, in denen kein Zwiespalt herrschte."

„Aber auch kein Glück," erwiderte Paula.

„Glück ist eigentlich ein sehr relativer Begriff. Es hängt von der Individualität jedes Einzelnen ab, hauptsächlich aber auch von den Lebensansichten, wie sie die Erziehung und noch mehr die Stellung in der Welt entwickelt und bedingt. Dein Vater ist

jedenfalls glücklicher in seiner Studierstube, als in meinem Salon — und was sollten mir seine Bücher und Akten? Jedes von uns lebt auf die ihm zusagende Weise, das ist vernünftig und angenehm."

„Aber, Mama, das ist nicht Familienglück, dieses ist etwas ganz anderes. Ich hatte Ahnungen davon, — sie waren wunderschön. Sieh, Mama, als ich bei Maria war, dort in dem stillen Pfarrhause, da empfand ich tief, daß es edlere Genüsse giebt, als — —"

„Schweige davon," unterbrach heftig die Hofräthin ihre Tochter. „Ich finde an ländlichen Idyllen keinen Geschmack, habe für solche gemüthlich-sentimentale Häuslichkeit keinen Sinn. Was sollte uns diese? Behaupten wir nicht eine glänzende Stellung in der Welt, mehr als unser Stand und Vermögen mit sich bringt? Machen wir nicht ein Haus? Gehört es nicht zu den ersten hier? Sind unsere Gesellschaften nicht die schönsten? Wir dominiren, wir geben den Ton an, Alles drängt sich an uns, und wir behaupten uns trotz mancher Fatalitäten auf dieser Höhe: Ist mein Plan mit Theodor nicht gelungen? Auch Emmi wird sicher Bergers Frau, — und du Paula —

„Schweige von mir," fiel Paula rasch ein. „Was

Theodor betrifft, so lebt er wohl jetzt in einem glücklichen Rausche; wenn er aber einst daraus erwachen sollte —"

„Er besitzt Geld, und genießt, was das Leben bietet," fiel die Hofräthin rasch ein. „Was will er mehr? Was sollte ihm je zu seinem Glücke mangeln?"

Paula antwortete nichts hierauf. Sie senkte ihr Auge nachdenkend zu Boden, dann erhob sie es mit einem durchdringenden Blick auf ihre Mutter und frug:

„Glaubst du wirklich, daß Emmi mit dem widerlichen Berger glücklich werden kann?"

„Warum sollte sie es nicht? Er besitzt eine Million."

„Viel Geld, ja! Und durch das Geld erlangt sie Genuß. So ist es; und in steter Aufregung liegt ein unwiderstehlicher Reiz, der fesselt und blendet; allein dennoch ist es mir oft, als würde Emmi glücklicher werden in einer stillen, einfachen Idylle, die dir so unerträglich erscheint."

„Niemals," rief die Hofräthin empört. „Sie hat zwar einen sentimentalen, romantischen Hang, ich weiß es, sie schwärmt für den Maler, der frü-

her in unser Haus kam; — aber ich bitte dich, was sollte aus einer solchen Geschichte werden? Eine Blamage vor der Welt, weiter nichts. Emmi sieht dies recht gut ein, sie weiß, was unsere Stellung erfordert und wird sich glücklich fühlen als reiche, vornehme Dame. Wären wir nur erst so weit! Du solltest mit Spaa über diese Angelegenheit sprechen; er kommt mit Berger häufig zusammen, steht von Allen am vertraulichsten mit ihm und könnte recht gut die Sache einleiten."

Paula's Gesicht überzog eine hohe Röthe.

„Das kann ich nicht, — und mag es auch nicht," sagte sie mit Widerwillen.

„Weshalb nicht? Er bevorzugt dich vor allen Damen; du bist vertraut mit ihm, sehr vertraut."

„Eben deshalb will ich ihn um keine Gefälligkeit bitten."

„Wie du sonderbar bist! — Spaa ist freilich keine reiche und jedenfalls eine höchst zweifelhafte Parthie. Der jüngere Sohn einer altadligen Familie wurde er, wie ich glaube, durch die Protection eines reichen Verwandten in den Johanitter-Orden aufgenommen?"

„Ja, so ist es," sagte Paula. „Er ist Maltheser."

„Das hat einen geheimen Reiz, macht ihn interessant! Aber die Glieder dieses Ordens bleiben unvermählt? Nicht wahr?" frug die Hofräthin.

„Ich glaube ja," gab Paula zur Antwort. „Wenigstens sagt es Spaa. Mir ist es höchst gleichgültig; — dir wohl auch, Mama, da er nicht reich ist, wie Berger?"

„Es wird sich später eine andere Parthie für dich finden. Vorerst aber könnte uns Spaa von großem Nutzen sein. Sei daher klug, seine Leidenschaft für dich wird uns dann schneller an das Ziel bringen, in Betreff unserer Wünsche mit Emmi. Aber klug, klug mußt du sein, Paula."

„Klug!" sagte Paula in eigenthümlichem Tone, „klug, Mama, bin ich gar nicht. Der Augenblick mit seinen Genüssen beherrscht mich, — ich bin ein höchst unstetes, wankelmüthiges Geschöpf, gut oder böse — so war es von jeher — so ist es heute noch."

„Beherrsche diese Launen," erwiderte die Hofräthin in einiger Verlegenheit.

Es mochte vielleicht der Gedanke in ihr auftauchen, daß dieses Kind einer andern Erziehung bedurft hätte, als ihm geworden; — daß die ganze Vergangenheit ihres Hauses eine andere hätte sein sollen, fiel ihr wohl nicht ein. Oder verdrängten diesen Gedanken ihre vorherrschenden Neigungen schnell wieder?

Es trat keinerlei wesentliche Veränderung in ihrem Hause ein, weder in seiner äußeren Gestalt, noch in allen inneren Beziehungen. Der Hofrath lebte in seiner gewohnten unzugänglichen Weise fort, welche nur hier und da durch die Erscheinung seines Bruders unterbrochen wurde. Der äußere Glanz, welchen seine Frau seit Theodors Heirath prunkender als je entfaltete, drang nicht in seine einsame Stube, sein Leben erlitt nicht die kleinste Veränderung dadurch, der Freudetaumel in seinem Hause brach sich an dem langen, schmalen Seitengange, welcher in sein abgelegenes Zimmer führte. Seine Frau und Kinder lebten unbekümmert um ihn, gefesselt durch den lachenden Schimmer und den belebenden Schein äußerer Lust, die mit dämonischem Reize ihre Opfer von einer Verirrung in die andere lockt, und von Stufe zu Stufe dem Verderben entgegenführt.

Die Hofräthin, stets voll eitler Pläne und Hoffnungen, überließ sich ganz dem Genusse der Gegenwart, dem auch Paula nicht zu widerstehen vermochte, trotz mancher ernsten Mahnung ihrer besseren Natur.

Emmi versuchte, die weichen und wärmeren Empfindungen ihres Herzens zu verdrängen, was ihr nicht allzu schwer wurde, denn sie hatte zu viel mit ihnen gespielt, zu viel im Geheimen mit Gefühlen getändelt, die sie von ihrer Mutter nicht gebilligt, von ihrem Bruder verspottet sah. Ihr von Natur sehr weiches Herz verirrte sich bei einem sehr mäßigen Verstande und einer höchst oberflächlichen Erziehung in sentimentalen, romanhaften Ideen. Sie hing ihnen nach und spielte so lange mit ihnen, bis ihre wahren und natürlichen Empfindungen sich in geschraubten Phrasen fast gänzlich verloren. Es fehlte Emmi's innerer Eigenthümlichkeit eine verständig geleitete Richtung, um zu einer ansprechenden und glücklichen Entfaltung zu gedeihen. Der junge Maler, der, von ihrer Schönheit hingerissen, für sie schwärmte, machte einen ungewöhnlich tiefen Eindruck auf ihr Herz. Aber ihr Gefühl kam hier zu sehr in Conflikt mit ihrer Stellung in der Welt, und was sie als maßgebend dafür anzusehen ge-

wohnt war, als daß sie je daran gedacht hätte, ihre Liebe höher zu stellen, als ihre äußeren Verhältnisse. Dennoch konnte sie dem süßen, romantischen Reize nicht widerstehen, in ein zärtliches Verhältniß mit dem hübschen Künstler zu treten, und erst, als ihre Mutter ihr eine nahe Heirath mit dem reichen Baron in Aussicht stellte, entschloß sie sich, dieser Liebe zu entsagen. Sie hing dem Schmerz, den dieser Entschluß ihr verursachte, einige Zeit mit viel sentimentaler Rührung nach. Sie weinte heiße Thränen über das Opfer, daß sie dem Glücke ihres Hauses bringen mußte; dann aber gab sie sich Mühe, ihr Herz wieder angenehm zu beschäftigen, und fand bald in dem projektirten Gemahl ein männliches Ideal. Der Nimbus einer Million, welcher Herr von Berger umgab, übte auch auf sie seine verführerische Macht aus, und veranlaßte sie in dem kalten, steifen Wesen des Junggesellen männliche Würde, in seinen Eigenheiten interessante Eigenthümlichkeiten zu suchen. So kamen nach und nach die weichen, aber verschrobenen Regungen ihres Herzens mit den speculativen Plänen ihrer Mutter in Einklang, und bald wünschte sie fast eben so sehnsüchtig wie diese, ihren Namen mit dem „Baronin von Berger“ vertauschen zu können.

Aber eine Zeit nach der andern ging hin, ohne daß Herr von Berger sich erklärte. Sein Blick weilte in stets gleicher, kalter Bewunderung auf Emmi, wie er ihn wohl ebenso auf eine schöne Bildsäule geheftet hätte. Er blieb nach wie vor trotz der Hofräthin und Theodors Zuvorkommenheiten und Emmi's aufmunternden Blicken völlig unverändert, sein Benehmen ceremoniell gegen sie, wie gegen die übrige Welt.

Einige Jahre gingen so in Zerstreuungen und vergeblichen Hoffnungen dahin, schnell, unaufhaltsam, eine bunte Abwechslung verschiedener Freuden, eine fortwährende Jagd nach Glück. Ihnen folgte das Unvermeidliche: Abspannung, Mißmuth, und was der Hofräthin das Schwerste war, neue, wachsende Sorgen und Verlegenheiten.

Theodor hatte bis jetzt die Mutter mit seinem Vermögen schalten lassen, wie es ihr gut dünkte; er selbst lebte in einem anhaltenden Sinnentaumel, der ihn völlig berauschte; sein Amt, das ihn langweilte, vernachlässigte er gänzlich, und mußte seine Entlassung aus dem Staatsdienste nehmen. Dies veranlaßte ihn zu einigem Nachdenken; er sah zu seinem Schrecken einen bedeutenden Theil von

Anna's Erbe verschwunden, und trotzdem die Verhältnisse seiner Mutter wieder in völlig verworrenem Zustande. Aber er wußte keine Aenderung zu treffen, da er weder von den gewohnten Genüssen künftig etwas entbehren, noch seiner Mutter tadelnd gegenüber treten mochte.

Das leidende Bild seiner Frau mahnte ihn zwar dringend, auf dem bis jetzt gegangenen Wege umzukehren, er hatte aber weder den Muth, noch den Willen dazu. Anna's Anblick wurde ihm deshalb noch immer peinlicher, je trüber ihr Auge, je blässer ihre Wange erschien; er entfernte sich immer mehr von ihr, jagte den tollsten Vergnügungen nach, um im Rausche der Gegenwart Genuß und Betäubung zu finden, und darin jeder Mahnung an die Zukunft zu entgehen.

Die Hofräthin, welche ihr hoffnungsvolles Project mit Emmi immer weiter hinausgerückt sah, und durch die Stadträthin manche Schwierigkeit fand, ganz ungehindert über Anna's Vermögen verfügen zu können, auch hie und da einen Vorwurf von Theodor hören mußte, wenn er gerade große Summen verspielt hatte, oder sonst übler Laune war, wurde immer ungeduldiger, Emmi's Heirath mit dem reichen

Berger zu Stande zu bringen. Ihre Ungeduld steigerte sich bis zur Gereiztheit, die hauptsächlich ihre Töchter empfinden mußten.

Emmi's Schönheit fing an unter so lange vergeblich genährten Hoffnungen zu erblassen; die unbesiegbare Kälte Bergers alterirte sie wirklich, sie litt darunter; ihre Eitelkeit fand sich gekränkt, daß ihre Wünsche, die sie selbst nach und nach zu Herzenswünschen gestempelt hatte, nicht in Erfüllung gehen wollten. Es machte sie zuweilen ganz trostlos, und das Bild des aufgegebenen Geliebten trat dann wieder lebhafter vor ihre Seele, und füllte ihre schönen, blauen Augen mit Thränen.

Paula sah dies und wollte darüber lachen, — aber statt dessen zuckte es unheimlich wie in früheren Tagen über ihr Gesicht. Der Freudetaumel im Hause hatte sie mit sich fortgerissen, und jede Ahnung nahenden Unheils verscheucht; — jetzt tauchte diese in nächtlichen Stunden oft wieder empor, ein schmerzlicher Ruf aus früherer Zeit. Die Nichtigkeit ihres bisherigen Lebens stand dann wie ein Schreckgespenst vor ihr. Was hatte sie errungen? Was gethan? Was blieb ihr? — Sie hatte sich unterhalten, ge-

glänzt, ihre Eitelkeit befriedigt, eine Rolle gespielt, im Hause und in der Gesellschaft, — sie, das häßliche, so lange zurückgesetzte Kind, war eine gefeierte Dame der Stadt geworden, hatte durch Geist und Witz die Schönheit ihrer Schwester überstrahlt. Herr von Spaa, dieser angebetete Löwe der Gesellschaft, huldigte ihr, liebte sie, und er war so schön, seine äußere Erscheinung so vielversprechend, man mußte ihn für edel und geistreich halten, und konnte keinen andern Fehler an ihm entdecken, als jenen der Flatterhaftigkeit; — diesen aber verzeihen die Damen am leichtesten. Bei ihnen hatte er ein entschiedenes Glück, — er seufzte niemals vergebens. Daß er dem Maltheserorden angehörte, und sich als einen entschiedenen Feind der Ehe aussprach, erhöhte nur das Interesse für ihn, und er wußte klug alle diese Umstände zu seinem Vortheil zu benutzen. Paula's pikantes Wesen fesselte ihn, er langweilte sich in ihrer Nähe nie, wie sonst allenthalben. Ihren Trotz zu besiegen, reizte seine Eitelkeit, und beharrlich suchte er sich dem jungen Mädchen nothwendig zu machen, bis die Macht der Gewohnheit, der tägliche Umgang und der Reiz der Neuheit eines zärtlichen Verhältnisses Paula's junges Herz hinriß,

und sie in einen Taumel versetzte, den er geschickt zu benutzen verstand, sich zu ihrem zärtlichen Freund und Rathgeber, zu ihrem Vertrauten und Begünstigten zu erheben.

Dieses Verhältniß beglückte Paula in manchen Stunden; Spaa's Nähe übte eine verführerische Sinnenherrschaft über sie aus, doch war er fern, so wurden ihr die innigen Beziehungen zu ihm unheimlich, ja oft sehr peinlich, aber eben durch diesen Wechsel der Empfindungen erhielt ihr Umgang mit Spaa einen Reiz, der sie immer mehr gefangen nahm, und dem sie sich immer weniger zu entziehen vermochte. Daß an eine ernstliche Verbindung zwischen ihr und Spaa nicht gedacht werden konnte, übte keinen Einfluß auf sie; der Gedanke, ihm immer anzugehören, angehören zu müssen, wäre ihr unerträglich gewesen. Dennoch war es ihr nicht möglich, sich von ihm loszureißen. Zu ihrem jetzigen Leben, das wie ein Schwindel sie erfaßt hatte und mit sich fortriß, erschien er ihr unentbehrlich. Sie fand außer ihm keinen sichern Anhaltspunkt in dieser berauschenden, flüchtigen Zeit, und fühlte sie gleich seine Oberflächlichkeit, ärgerte sie sich auch, daß sie ihm so anheimgefallen war, so hatte sie sich eben

einmal daran gewöhnt, ihn als eine Stütze zu betrachten, die sie nicht mehr entbehren konnte.

Maria sah sie nur noch höchst selten; sie dachte ihrer wohl oft und stets mit inniger Liebe, aber sie sah immer mehr ein, daß dieses klare, einfache Wesen ebenso wenig in den tollen Strudel ihres Lebens passe, als sie selbst ferner noch zu der ruhigen Pfarrersfamilie.

Den silbergelockten Pfarrer sah man noch häufig im Hause seines Bruders, auch ging er mehr als sonst aus der Studierstube des Hofraths in die glänzenden vorderen Räume hinüber. Aber immer ernster wurde sein heller Blick, immer besorgter seine freundliche Miene. Die einfachen Worte der Wahrheit und des sanften Tadels, die er bei seiner Schwägerin aussprach, wurden nicht viel von ihr beachtet, mit leichtem Geplauder suchte sie stets darüber hinweg zu kommen und dem ehrwürdigen Manne begreiflich zu machen, daß er die Dinge dieser Welt nicht verstehe, und besser daran thue, sich nicht hineinzumischen. Hinterher versuchte sie über des Pfarrers Ermahnungen zu spotten und zu lachen, was ihr am besten gelang, wenn Theodor an-

wesend war, der sich stets auf sehr frivole Art über seinen Oheim lustig machte.

Der Pfarrer kehrte immer trüber gestimmt aus dem Hause seines Bruders heim. Es gelang ihm ja nicht, was er so sehr wünschte, die Familie nach seinem liebreichen Sinne zu versöhnen, den Hofrath zu erwärmen und seine Frau für edlere Gesinnungen empfänglich zu machen. Je öfter er in dem großen Hause einkehrte, desto weniger möglich erschien es ihm, hier zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern ein nur einigermaßen harmonisches Familienleben zu Stande zu bringen.

Seinem einfachen Sinn und ruhig stillem Leben waren jene Elemente fremd geblieben, die das Haus seines Bruders beherrschten, und an die Stelle eines glücklichen Familienlebens, auf der einen Seite schimmernde Aeußerlichkeiten, auf der anderen trockne Abgeschlossenheit zur Folge hatten; darum durchschaute er nicht klar, was Schuld von diesem ihm so sehr widerstrebenden Leben sei; er fühlte und sah nur deutlich heraus, daß hier überall das wahre Glück fehle, und eine ihm nicht ganz zu ergründende Schuld obschwebe, die verderbenbringend durch das ihm unheimliche Haus schleiche. Sein gu-

tes Herz drängte ihn zu Hülfe und Schutz, fand jedoch nicht das Wie und Wo, und sah nirgends mehr eine Hoffnung, die Familie seines Bruders für ein besseres Leben zu gewinnen. Ihm noch freundliche Tage bei sich, im Kreise der Seinen, zu schaffen, bot er alle Liebe und Beredsamkeit auf; er suchte den Hofrath zu bestimmen, auf einige Zeit Urlaub zu nehmen und diese bei ihm auf dem Lande zuzubringen.

Aber zu diesem Vorschlage schüttelte der Hofrath den Kopf. Der Gedanke, sein Amt auf einige Zeit zu verlassen, grenzte bei ihm an das Unmögliche; es wurde ihm ganz unbehaglich dabei, als der Pfarrer immer wieder in ihn drang.

„Laß mich!" sagte er erschöpft und ärgerlich. „So lange ich mein Amt versehen kann, muß ich meine Pflichten streng erfüllen. Dringe mit solchen Vorschlägen nicht weiter in mich; — ich bin zu alt, um ein anderes Leben zu beginnen."

Alles dies verwirrte und trübte des Pfarrers redliche Seele; wie überhaupt das Leben der verwandten Familie immer störender auf sein eigenes häusliches Glück einwirkte, was er sehr schmerzlich empfand; allein er vermochte doch nicht, sich ganz von ihr zurückzuziehen.

Was hätte auch eine äußere Trennung jetzt noch gefruchtet? Sein Herz, daß sich in Liebe und Theilnahme dem so nahe verwandten Hause aufgeschlossen, wäre dennoch immer mit seinem Wohle beschäftigt geblieben. Ging es ja selbst Maria so, die längst nicht mehr in die Stadt kam. Ihr heiterer Sinn blieb getrübt, ihre schuldlose Seele schmerzlich berührt von den Gedanken an Paula und deren Umgebung.

Das unerquickliche, schwüle und unlautere Treiben in dem großen Hause in der Stadt zog längst einen leichten Nebel um die lichte Sonne des stillen Pfarrhauses, der immer dichter zu werden drohte. Er bannte wie ein magischer Zauberkreis, dem sie nimmer zu entkommen schienen, seine friedlichen Bewohner.

Waren es die Bande des Blutes, was hier so mächtig wirkte? Oder eine geheime Sympathie der Seelen? Oder war es die Schuld, die mit erschreckender Schnelligkeit, auf einer gewissen Höhe angelangt, zu Sünde und Verderben reift, und in ihr unheilvolles Gewebe zieht, was sich ihr naht, mit ihrem giftigen Hauche Alles befleckt, was ihre Berührung nicht flieht, ihren trüben Schatten auf Alles wirft,

selbst auf die Tugend, die oft erst nach langem Ringen diese unlautere Macht besiegt, und oft erst nach schwerem, hartnäckigem Kampfe ihr reines Glück wiederfindet, oder auch tiefgetroffen, es für immer zu Grabe trägt? —

8.

Schneesturm brauste über die Höhen, welche wir vor einigen Jahren, geschmückt mit dem Blüthenkranze des Frühlings, in lachendem Sonnenscheine vor uns liegen sahen. Der Winter begann frühzeitig mit hartnäckiger Kälte, und legte seine weiße einfarbige Decke über die Landschaft. Doch wurde seine tiefe Ruhe häufig von wilden Stürmen gestört, unheimliche Gesellen der grimmen Kälte.

Auch heute tobte der scharfe Nordwind, und trieb sein wildes Spiel auf dem freien Felde und mit den blätterlosen Bäumen. Er trieb in toller, schauriger Lust eisige Flocken umher; bald peitschte er sie in Wirbeln über die Felder, bald jagte er sie in haushohe Massen zusammen und dann wieder aus=

einander, dort eine graue Stelle hervorleckend, hier neue weiße Hügel aufbauend.

Niemand wagte sich mehr hinaus in das kalte, tobende Wetter, Alles verbarg sich unter das schützende Dach, in die behaglich warme Stube. Die Fuhrleute beeilten sich in Sicherheit zu kommen, denn kein Fahrweg war mehr recht erkennbar, und der Tag neigte sich bereits dem Ende zu. Nirgends sah man draußen ein anderes Leben, eine andere Bewegung, als stiebende Schneeflocken, die bald lichter, bald dichter durch die Lüfte fuhren; — da rang sich mühsam aus einer kleinen Vertiefung ein elendes Fuhrwerk hervor. Seine leinene Decke hatte der Wind zerrissen und trieb nun eine tolle Jagd mit den herabhängenden Fetzen, die sausend um das Haupt eines Weibes fuhren, das, nothdürftig in eine wollene Decke gehüllt, auf dem kleinen Wagen lag, und kaum noch zu athmen vermochte. — Manchmal, wenn der Wind nicht allzu heftig um sie brauste, lüftete sie ihre Umhüllung etwas und sah spähend unter dieselbe.

Wer da in ihr gesenktes Auge hätte blicken können, wäre trotz der großen Noth, welche sie umgab, einem Strahle begegnet, der weinend lächelte und

selbst im Elende noch eine Freude fand, in dem sich wundersam tödtliche Angst und himmlische Seligkeit begegneten.

Ein junger, kräftiger Mann schritt neben dem Fuhrwerke her, und trieb, wie in Verzweiflung, den dürren Klepper, der es zog, mit Peitschenhieben an, doch das müde Thier wollte die Anhöhe nicht mehr hinauf; da griff er in das Rad und drückte mit Riesenstärke vorwärts, und blickte dabei angstvoll auf das Weib, welches sich alle Mühe gab, ihn freundlich anzusehen, aber die verrätherische Schmerzensthräne drang aus ihrem Auge, und rann eisig über ihre bleiche Wange.

„Wenn die Nacht kommt, ehe wir ein Dorf erreichen, sind wir verloren," murmelte in Todespein der Mann vor sich hin.

„O, gütiger Gott!" betete mit Inbrunst das Weib. „Errette mein Kind, errette ihn; ich will ja gern sterben;" und sie drückte das kleine Wesen, das sie unter der schützenden Decke hielt, mit letzter Kraft an sich.

Sie empfand, wie die erstarrende Kälte sie immer mehr durchdrang und auch das Kind zu ergreifen drohte; da suchte sie mit ihrem Körper es

zu schützen, und nur ihm die warme Decke zuzuwenden. Diese Mutterangst gab ihr selbst wieder einige Wärme, und bald fühlte sie mit schmerzlichem Entzücken des Kindes behaglichere Athemzüge an ihrer Brust.

„Es ist geschützt gegen die Kälte, schläft und empfindet kein Weh,“ lispelten ihre Lippen und ihr Blick richtete sich aufwärts so voll Dank, als gäbe es kein größeres Glück für sie auf dieser Erde. —

In diesem Momente belebte ihr Auge, durchdrang ihr Herz jenes mächtige Gefühl, das bei guten, ungekünstelten Naturen als die höchste und reinste menschliche Empfindung sich bewährt, das Gefühl, der Mutterliebe und Mutterfreude, welches jede Lebensqual überwindet, wie jede Lebenswonne überwiegt und nur im Tode erlischt.

Das kleine Fuhrwerk hatte endlich, mehr durch die Kraft des Mannes, als jene des ermüdeten Pferdes, die Höhe erreicht. Der Sturm ließ nach, der Himmel hellte sich etwas auf; gegen Westen zog ein gräulich rother Streifen am Horizonte hin, den Untergang der blassen Wintersonne bezeichnend.

„Es ist schon spät am Tage,“ stöhnte der Mann, und sah besorgt über die weiße Fläche hin.

Dort hinter grauen Bäumen blickte eine Kirchthurmspitze hervor, mit einem rothen Ziegeldache, das der Wind rein gefegt hatte; die Kirche, daneben ein hohes Haus, zeigten sich immer deutlicher, dann kleinere Gebäude. Es war ein Dorf, nicht weit mehr entfernt.

„Wir sind gerettet, Luise!“ rief der Mann mit dem Tone des Glückes dem Weibe zu. „Dort ist ein Dorf; nur noch eine kleine Weile und du und das Kind seid gerettet, seid in Sicherheit.“

Sie lächelte verklärt wie eine Sterbende, deren scheidende Seele den Himmel offen sieht.

„Ist es das Dorf, das wir suchen?“ frug sie mit matter Stimme.

„Ich hoffe es, doch wäre es auch nicht so, wir kommen in Sicherheit; denke jetzt an nichts weiter.“

Sie seufzte leise.

Von der dringendsten Gefahr befreit, mochten wohl andere trübe Bilder sich ihr wieder aufdrängen, doch sprach sie nichts mehr.

Mit der beginnenden Nacht erreichten sie das Dorf. Man bemerkte sie bei der herrschenden Dunkelheit nicht viel, sonst hätte wohl ihr sonderbarer,

etwas fremdartiger Aufzug einiges Aufsehen erregt. Am ersten Wirthshause hielten sie an. Der Mann verlangte stürmisch ein warmes Zimmer für Weib und Kind. Man wies ihn in die Wirthsstube, der einzigen heizbaren im Hause. Das todtmatte Weib knickte zusammen auf die Bank hinter dem mächtigen Ofen, der sie gegen neugierige Blicke schützte.

Ein junges Mädchen lief herzu, mit gutmüthiger Geschäftigkeit sich um sie bemühend. Eilends warf sie den kleinen Schieber in der Wand zurück und rief in die Küche hinaus, schnell gute Suppe und Brei zu kochen für Mutter und Kind, dann nahm sie den Kleinen von dem Schooße der Müden hinweg, und trug ihn scherzend im Zimmer umher, den hübschen Knaben den Gästen zeigend.

„Steht dir beim Blitz gut an, Rosine, so ein kleines Kind auf dem Arme," sagte ein alter Bauer. „Mußt machen, Mädel, daß du bald so etwas Eigenes „rumzuschleppen hast!"

Ein lautes Gelächter folgte diesem derben Witze, der Rosinens Gesicht mit Purpur übergoß.

„Hat nichts zu pressiren," sagte sie voll Verlegenheit, was aufs neue lautes Lachen erregte.

Nur ein junger Bursche, der bescheiden in einer Ecke saß, lachte nicht. Sein Gesicht wurde eben so roth, wie das von Rosinen, aber er blickte nicht zu Boden wie sie; sein Blick hing sich feurig an ihre Gestalt, ein wonniges Lächeln verzog seinen Mund und zeigte zwei Reihen prächtiger Zähne. Das Mädchen, welches dies wohl bemerken mochte, flüchtete mit dem Kinde hinter den schützenden Ofen; sie wollte den Kleinen seiner Mutter wiederbringen, — aber die fremde Frau war eingeschlafen, trotz dem Gelächter und Geplauder in der Stube. Ihr Kopf lehnte gesenkt an der warmen Mauer des Ofens, auf ihre blassen Wangen waren rothe Flecke getreten, und ihre Brust hob sich in schweren, unregelmäßigen Athemzügen.

Das Mädchen sah sie voll Mitleid an und küßte liebevoll das Kind der Leidenden.

Der Bursche trat zu ihr; er hatte behutsam seine Ecke verlassen, und wollte wohl hinter dem Ofen einige geheime Liebesworte mit ihr flüstern, aber wie er sie so mitleidig auf die Frau blicken sah, erwachte auch sein Mitgefühl für die Arme und er dachte nicht mehr an das, was er dem hübschen

Mädchen hatte sagen wollen, sondern frug sie leise voll treuherziger Theilnahme:

„Die arme Frau ist wohl recht krank?"

„Ach, ja wohl!" erwiderte seufzend Rosine. „Sieh nur Georg, wie die Todtenrosen auf ihren Backen blühen! Das arme Kind wird bald keine Mutter mehr haben."

Nach diesen Worten setzte sie sich, mit einer Thräne im Auge, auf einen hölzernen Schemmel nieder und gab dem Kinde zu essen. Wie schmeckte es dem Kleinen so herrlich, — wie lachte er sie so freundlich an. Rosine freute sich darüber, lachte mit ihm, und dachte bei seinem lebensfrischen Anblicke der schlafenden, kranken Mutter nicht mehr; das Kind in ihrer Pflege und Freundlichkeit vermißte sie nicht.

Kindheit und Jugend saßen scherzend und neckend zu den Füßen der Kranken mit den Todesrosen auf den eingefallenen Wangen; auch Georgs Mitleid verlor sich in eine Wonne, wie er sie noch nie empfunden hatte bei Rosinens Anblick. So schön war sie ihm noch nie vorgekommen, als in dieser Mütterlichkeit für das fremde Kind. Allerlei reizende Bilder künftiger Freuden zogen pfeilschnell an dem jungen Burschen vorüber; er legte zärtlich

seine Hand auf des Mädchens runde Schulter, beugte sich über sie hin und pfiff dem schönen Jungen eine fröhliche Weise vor. Da trat Rosinens Vater herzu und fuhr den vergnügten jungen Mann hart an:

„Was hast mit der Röse zu scharmuziren? Die ist nicht für dich gewachsen. Geh deiner Wege!"

„Die Wirthsstube ist für Jedermann," sagte rasch das Mädchen und warf einen beruhigenden Blick auf Georg.

„Aber nicht hinter dem Ofen ist der Platz für die Gäste! Verstanden? Am Tische beim Bier, à la bonheur, da laß ich mir's gefallen."

„Ich habe meinen Schoppen getrunken," erwiderte der Bursche nicht ohne Ingrimm, wünschte gute Nacht und ging gesenkten Hauptes von dannen, doch unter der Thüre sah er noch einmal zurück. Ein Blick aus Rosinens hellen Augen begegnete ihm, und dieser schien mehr Gewicht bei ihm zu haben, als ihres Vaters rauhe Worte. Ein fröhliches Liebesliedchen singend, erreichte er seine Hütte.

Unterdessen wandelte der fremde Mann die Gasse hinauf nach der Kirche zu, welche ihm schon aus der Ferne so hoffnungsvoll gewinkt. Er wußte jetzt,

daß er das rechte Dorf erreicht, und daß neben der Kirche das Haus sich befand, welches er suchte. Doch wie er davor stand, blieb er lange zögernd stehen; seine Hand griff nach dem Schellenzuge und ließ ihn wieder los, es schien ihn eine große Ueberwindung zu kosten, hier einzutreten. —

„Daß es so kommen mußte!" murmelte er dumpf vor sich hin, und seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen. „Was wird er von mir denken, was sagen, wenn ich seine Hülfe abermals suche? O, hätte ich nur ausgeharrt, es wäre doch endlich anders geworden, — aber ihr fehlte alle Kraft, ihr Vertrauen zu mir war dahin. Die Arme! Wohlan, Alles für sie!"

Rasch zog er an der Klingel. Eine Magd öffnete, und führte ihn in das Haus.

Er frug nach dem Pfarrer. Sie wies ihn in die Wohnstube.

Dort befand sich der freundliche Mann mit den silbernen Locken, den wir längst kennen, und sein Weib und Kind.

An diese beiden hatte der Fremde wohl nicht gedacht. Verlegen, stotternd blieb er unter der Thüre stehen.

Der Pfarrer ging mit dem Ausdruck der Milde und Güte, welcher sein Antlitz nie verließ, freundlich auf ihn zu, aber wie er ihm näher kam, fuhr er erschrocken wieder zurück.

„Seh ich recht? Du?" stammelte er. „Ist es möglich? Und so — in diesem Zustande!"

„Unglücklich bis zum Uebermaß!" erwiderte der Fremde, den Kopf tief herabsenkend.

„So sprachst du schon früher einmal. Ich glaubte dir — und —"

„Und schafften mir Hülfe. O, sprechen Sie es immer aus. Ich fühle tief, was sie für mich gethan, — ich wollte ja auch Ihre Großmuth verdienen, wollte ein anderer Mensch werden, — aber dies gelingt nicht so schnell — der alte Teufel steckte zu fest in mir; — doch ich bin besser geworden, viel besser — aber nicht glücklicher."

Bei den letzten Worten erhob er sein Haupt wieder und blickte frei umher. Sein großes, dunkles Auge traf Maria.

„Paula!" rief diese, und wußte plötzlich, daß der fremde Mann Karl sei, Paula's Bruder. Sie sprang auf ihn zu, reichte ihm ihre Hände hin und sah ihn hell an, wie ein Engel des Himmels.

„Du bist Karl, Paula's Bruder," rief sie bewegt. „Du sagst, du seiest unglücklich. Bleibe bei uns. Wir wollen dir helfen, so viel wir es vermögen."

„Ja, bleibe," fuhr der Pfarrer fort. „Erhole dich, und erzähle uns deine Schicksale. Wo ist Luise, dein Weib?"

Maria ließ Karls Hände los und sah ihn staunend an.

„Hier," sagte er, „sie und mein Kind. Die Arme ist krank und elend, sie hat viel gelitten.

„Dein Weib, dein Kind!" sprach Maria in flehendem Tone. „Wo? wo sind sie? O sage es schnell, daß wir sie holen!"

„Ich habe sie im Wirthshause zurückgelassen. Ach ich wußte ja nicht, daß ihr Alle so freundlich und gut seid."

Maria sah ihn vorwurfsvoll an.

„Wir kehren ganz verarmt zurück," fuhr er fort. „Das Glück begünstigte mich nicht in der neuen Welt; ach ich hatte ja nie gelernt, mit dem Leben zu ringen, und meine Leidenschaften zu beherrschen, der alte Leichtsinn kam über mich; erst an der Wiege meines Kindes raffte ich mich zu männlicher Thätigkeit empor; — aber da war es zu spät. Die

Mittel, welche Sie, bester Oheim, mir mitgegeben, schmolzen sehr schnell zusammen, — doch das Schlimmste war, daß Luisens Vertrauen zu mir verloren ging. Sie wurde leidend, ein namenloses Heimweh erfaßte sie, täglich, stündlich bestürmte sie mich mit Bitten und Thränen, zurückzukehren, sie nicht sterben zu lassen in fremdem Lande. Dieser ewige Schmerz lähmte meine Kraft immer wieder. Ich gab endlich nach und kehrte mit ihr nach Europa zurück. Doch kaum betraten wir Deutschlands Boden, so bereute Luise schmerzlich, was wir gethan, denn die Heimath bot uns nicht eine Stelle, um auszuruhen; und die Meinen aufzusuchen, war mir ganz unmöglich. Ihnen konnte ich doch Luise nicht bringen, die sie früher so verächtlich verschmähten. Es empörte sich Alles in mir bei dem Gedanken, ihre Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen. Hatten sie mich doch mit einigen Hundert Gulden abgefunden, mir die Heimath und meine Rechte an sie damit abgekauft!"

Er schwieg düster.

„Du hattest recht einleuchtende Pläne," sagte ablenkend der Pfarrer. „Deshalb bestärkte ich dich auch, dein Glück in Amerika zu suchen."

„Ja, und gaben mir die nöthigen Geldmittel dazu, — und ich —"

„Du wurdest wohl vom Unglück verfolgt," fiel der Pfarrer schnell ein. „Laß uns jetzt darüber schweigen und nur daran denken, für den Augenblick Hülfe zu schaffen, für dein Weib und Kind zu sorgen."

Die Pfarrerin, welche ganz stille zugehört hatte, stand jetzt auf und ging nach der Thüre. Im Weggehen sagte sie:

„Holt schnell die arme Frau mit ihrem Kinde."

Dann ordnete sie das kleine Fremdenzimmer zur Aufnahme der armen Verwandten.

Karl ging, um alles Aufsehen zu vermeiden, allein in das Wirthshaus zurück um sein Weib und Kind zu den freundlichen Verwandten zu bringen. Kaum vermochte Luise den kurzen Weg zu gehen; völlig erschöpft von Körperanstrengung und Seelenschmerz wankte sie herein in die trauliche Stube. Sie fand keine Worte des Dankes, keine zum Willkommsgruße, aber ihre Blicke und Thränen sprachen deutlich ihre Empfindungen aus. Vertrauensvoll lehnte sie ihr müdes Haupt an die Brust des Pfarrers, der sie liebevoll umschlang, und blickte zu ihm auf, wie zu einem höhern Wesen.

Der Mann mit den milden, blauen Augen und den Silberlocken erschien ihr wie ein Apostel des Herrn, der ihr Trost und Frieden bringe.

Die Pfarrerin, besorgt um das leidende Weib, brachte sie bald zur Ruhe, bettete sie sorglich in die weißen, weichen Kissen und brachte ihr stärkende Speisen. Mit dem wohlthuenden Gefühle in sicherem liebevollem Schutze zu ruhen, entschlummerte Luise nach kurzer Weile; aber die strahlenden Augen ihres Kindes wollten sich lange nicht schließen.

Maria hatte sich des Kleinen bemächtigt und ihn in ihr Zimmer gebracht, dort spielte sie mit ihm und konnte sich nicht satt sehen an seinem lieblichen Anblicke, der sie wundersam bewegte. Sie küßte den dunkeln Lockenkopf, die Augenlieder, die kirschrothen Lippen des Kindes, dann sang sie ihm Liedchen vor, daß es schlafen solle, aber der kleine Schelm neckte sie nur, er drückte die Augen zu, als ob fester Schlummer ihn umfange, dann lachte er plötzlich wieder hell auf, sah sie groß an, oder versteckte sein Köpfchen in die Kissen. So trieb er sein loses Spiel eine gute Weile mit ihr; sie war entzückt über diese kindliche Lust, und wehrte ihm nicht; aber wie sie sich einmal wieder über ihn hinbeugte, um

den Aufschlag seiner Augen zu erwarten, blieben sie geschlossen, und die regelmäßigen Athemzüge verkündeten, daß er fest entschlummert sei. Im muthwilligen Spiele hatte ihn der Schlaf in seine Arme genommen. Lange noch stand Maria vor dem schlummernden Kinde, diesem holdesten, menschlichen Bilde, das ein sichtbarer himmlischer Hauch mit engelähnlicher Lieblichkeit verklärt.

Während die Pfarrerin und Maria sich mit Mutter und Kind beschäftigten, erzählte Karl ausführlicher dem Pfarrer seine Schicksale in Amerika.

Wir müssen etwas in seine Vergangenheit zurückkehren, die ihn schon früher dem Pfarrer zuführte.

Karl war der zweite Sohn des Hofraths, und bekam, wie die andern Kinder, eine höchst oberflächliche, vernachlässigte Erziehung. Seine Natur, geistig viel begabter als die seines älteren Bruders, hätte vielleicht gerade darum auch eine noch sorgfältigere Aufsicht bedurft. Er vereinte in sich die verschiedensten Eigenschaften, und glich darin, wie auch in seinem Aeußeren, am meisten Paula, nur trat bei ihm Alles bestimmter auf, das Gute wie das Schlimme. Was man dem unbändigen Knaben ungerügt hingehen ließ, kam bei dem feurigen Jüng=

linge so wild und sprudelnd hervor, daß es häufig zu schlimmen Excessen führte und ihn jeder bestimmten Beschäftigung entfremdete. Sein Herz jedoch, das etwas von der Weichheit seiner Schwester Emmi besaß, machte ihn in jenen Tagen, welche Paula seine guten nannte, sanft und gemüthlich; in solcher Seelenstimmung wäre er leicht für bessere Eindrücke empfänglich geworden, allein sie gingen unbenützt vorüber, und wilde Jugendlust riß ihn immer wieder mit sich fort.

So erreichte er sein zwanzigstes Jahr, auf wilde Weise das Leben genießend und auch wieder verachtend; — da trat die Liebe in sein ungezügeltes Treiben. Er faßte eine leidenschaftliche Neigung für ein junges, schönes, ganz armes Mädchen, das einsam in der Welt stand, und mit ihrer Hände Arbeit sich ernähren mußte. Heftig wie er war, und gewöhnt, rasch auszuführen, was er wollte, trat er vor seine Mutter und forderte von ihr: Aufnahme für das Mädchen, das er liebte, bis es ihm möglich wäre, sich eine Häuslichkeit zu schaffen.

Der Hofräthin kam dies Verlangen ebenso lächerlich vor, als es ihr unbequem war; aber Karl bestand mit dem Trotze darauf, den sie kannte und nie-

mals sich bemüht hatte, zu brechen. Bald sah sie ein, daß auch diesmal ihr Sohn bei seinem Sinne beharren und diese Liebe nicht augenblicklich, wie sie verlangte, aufgeben werde. Sie hoffte jedoch Karls Herz zu beruhigen; seine Liebe wurde immer ungestümer und er überhäufte zuletzt seine Mutter mit bittern Vorwürfen. Er sagte ihr, daß sie seine Erziehung verwahrloßt habe, und allein ihre Schuld es sei, daß er nicht für sich und die Geliebte sorgen könne, weßhalb er von ihr Aufnahme für diese fordere.

Der Hofräthin wurde diese Geschichte immer lästiger, und stets gewohnt, alles Unangenehme möglichst schnell zu beseitigen, griff sie zu dem Mittel, welches Eltern häufig als das beste erscheint, ungerathene Söhne los zu werden. Sie machte ihm den Vorschlag, sein Glück in Amerika zu suchen, und versprach ihm die nöthige Unterstützung dazu, konnte ihm aber kaum einige Hundert Gulden verschaffen. Ihre Verhältnisse standen schon damals auf der Spitze, und Karl sah plötzlich mit Schrecken tiefer in diesen verworrenen Haushalt. Es war ihm erwünscht, schnell weit fort zu kommen, — aber Luise wollte ihm nur als angetrautes Weib in die neue Welt hinüber folgen, und seine Mutter machte zur Bedingung, nichts, gar

nichts mehr von dieser einfältigen Liebesgeschichte hören zu dürfen; — zu einer Heirath gab sie vollends ihre Einwilligung nicht.

In dieser Verlegenheit fiel ihm der Onkel Pfarrer ein. Er brachte Luise in die Nähe des abgelegenen Ortes, den dieser damals bewohnte, und suchte ihn unerkannt unter dem Vorwande auf, ihn zu einer Kranken zu holen. Erst bei Luise entdeckte er ihm, wer er sei, und bestürmte ihn mit Bitten, ihm die Geliebte anzutrauen. Der Pfarrer zögerte, und wollte sich erst näher um alle Verhältnisse erkundigen, da ihm diese nicht recht faßlich waren; doch sein gutes Herz wurde bald durch Karls Bitten und Luisens Thränen erweicht. Er flehte des Himmels Segen auf sie herab und legte ihre Hände in einander; dann bot er Karl eine Summe von seinem Vermögen an, das, wie er sagte, sich bei ihm gewiß gut verzinsen werde. Karl nahm dankbar gerührt sein großmüthiges Anerbieten an, welches ihm und Luisen ein besseres Fortkommen in Amerika versprach.

Er schied mit dem festen Vorsatze, sich in der neuen Welt durch Fleiß eine Stellung zu erringen, und durch Sparsamkeit des theuren Oheims Vertrauen zu rechtfertigen.

Der Pfarrer war sehr erleichtert, als Karl mit Luise weiter zog; es war ihm peinlich, vor seiner Frau und Tochter ein Geheimniß zu haben, und doch wollte er ihnen dieses verworrene Bild nicht vorführen, besonders seines Kindes einfacher gemüthlicher Seele nicht. Seiner Frau theilte er später die Sache mit, doch Maria blieb sie völlig fremd bis zu dem Momente, wo Karl aus Amerika zurückkehrte.

Als dieser mit Luise in New-York angekommen, fesselten ihn die neuen Eindrücke, welche diese große belebte Stadt auf ihn machte. An keine Beschäftigung gewöhnt, ließ er die Zeit verstreichen, ohne etwas Bestimmtes zu ergreifen. Bald fing er dieses, bald jenes an, bald beherrschte ihn auch der alte Leichtsinn wieder. Eine Zeit nach der andern ging hin, und er hatte nichts erreicht, keinen ihm zusagenden Wirkungskreis gefunden.

Luise bekam Heimweh in der Ferne. Sie war eins jener unbegreiflichen Wesen, welche im Stande sind, der Liebe jedes Opfer zu bringen, aber sobald wenn es gebracht ist, stets Reue empfinden und in dieser Charakterschwäche zu Grunde gehen.

Das Glück, auf das sie gehofft, wollte nicht kommen; sie machte Karl Vorwürfe darüber und

entfernte es auf diese Weise immer mehr von sich. Sie dachte der Heimath mit einer Sehnsucht, welche sie krank machte, und vergaß dabei, daß sie dort wenig Freuden gehabt. Mit krankhafter Gier reihte sie die wenigen frohen Erinnerungen, die in ihr lebten, zusammen, an alles Trübe, was dazwischen lag, nicht mehr gedenkend; so erschien ihr die Heimath als ein Paradies im Vergleiche mit der fremden Welt, in der sie weilen mußte.

Karl wurde verstimmt durch ihre ewigen Klagen; seine Thatkraft, welche erst nach Erwachen rang, schlummerte wieder ein, und er verfiel zeitweise wieder in seinen früheren Leichtsinn. Da wurde er Vater eines Knaben. Bei dem Anblicke seines Kindes, der mächtige Gefühle in ihm erweckte, gelobte er sich, mit eisernem Fleiße und festem Willen für dies theure Wesen und seines Weibes Glück zu arbeiten. Er bat Luise, auszuharren, und ihm wieder zu vertrauen; allein sie hatte sich ganz in den Gedanken hineingelebt, daß hier kein Glück für sie blühe, sie konnte ihm darum nicht glauben, nicht mehr vertrauen, nicht auf bessere Tage hoffen. Je mehr ihre Mutterliebe erwachte, desto sehnsüchtiger wünschte sie zurückzukehren, um ihr Kind in die schöne Hei-

math jenseits des Oceans zu bringen. Doch Karl wollte noch immer ihre dringenden Bitten nicht erfüllen; er warf sich in das Geschäftsleben New-Yorks, allein es wurde ihm nicht möglich, sich bei mangelnden Kenntnissen und vom Glücke nicht begünstigt, schnell etwas zu erwerben. Die Lebenssorgen wurden drückender, — Luise siechte dahin und hatte nur immer den einen Wunsch: in die Heimath zurück. Endlich erfüllte ihn Karl mit den letzten Mitteln, welche er noch besaß; wußte aber bei seiner Zurückkunft nicht, was nun beginnen.

Luise wurde immer leidender; und hülflos, fast gezwungen entschloß er sich nach langem, innerem Widerstreben, Rath und Hülfe bei dem Manne zu suchen, der ihnen schon einmal geholfen. Die ersten Tage seines Verweilens im Pfarrhause gingen in Sorge um die Kranke, und wiederholten Mittheilungen von diesen und jenen Dingen hin.

Der Pfarrer fand in der kleinen, beschränkten Welt, in welcher er lebte, keinen Anhaltpunkt für Karls Zukunft. Er wollte deshalb in die Stadt, um mit seiner Familie zu berathen, und ihre Hülfe für ihn zu fordern; dagegen aber sträubte sich Karls Stolz und erwachtes, männliches Gefühl. Die Ver-

hältnisse in seinem Elternhause erschienen ihm in ihrem wahren Lichte; er konnte dort kein Heil für sich sehen, nichts Gutes, weder bei seinem theilnahmlosen Vater, noch bei seiner leichtsinnigen Mutter für sich finden, und noch viel weniger von Theodor, mit dem er nie freundlich gestanden, etwas hoffen. Obgleich früher die beiden Brüder ein ziemlich gleiches Leben führten, so wich es in manchen Dingen doch wieder sehr von einander ab. Karl blieb bei allen seinen tollen Streichen immer ehrenhaft und zeigte eine Gutmüthigkeit, die Theodor gänzlich mangelte. Er hatte viel Beharrlichkeit in Erreichung seiner Wünsche, auch Theodor besaß diese und ließ nicht leicht einen unerfüllt vorübergehen, aber während Karl offen und rasch dabei zu Werk ging, konnte Theodor, wenn Schwierigkeiten sich zeigten, scheinbar das, was er wollte, aufgeben, kehrte aber immer wieder darauf zurück, vergaß das einmal Gewollte selbst in seiner leichtsinnigen Lebensweise niemals, und scheute zur Erreichung seiner Zwecke auch niedrige Mittel nicht. Aus dieser Verschiedenheit ihrer Charaktere entspann sich häufig zwischen den Brüdern ein heftiger Streit, wobei Theodor meistens nachgeben mußte, bezwungen

durch die überlegene geistige und körperliche Stärke des jüngern Bruders. Dadurch wurde ihm Karl verhaßt und er konnte seine Freude nicht verbergen, als dieser für immer, wie er hoffte, die Heimath verließ. Karl haßte den Bruder nicht, aber er fühlte, daß sie nicht zusammen paßten, wußte, daß er nicht von ihm geliebt sei, und konnte sich deshalb auch nicht entschließen, als ein Hülfesuchender bei ihm zu erscheinen. Er wollte viel lieber seiner eigenen Kraft vertrauen und mit dem Leben ringen. Es war jedoch schwer, in seiner Lage etwas nur einigermaßen Günstiges zu finden.

Der Pfarrer war der Ansicht, deßhalb mit Karls Familie Rücksprache zu nehmen. Wie leicht konnte der Hofrath durch seine Stellung und die Achtung die er genoß, dem Sohne zu irgend einer Laufbahn verhelfen, oder die Hofräthin durch ihre vielen Freunde eine passende Beschäftigung für ihn finden. Und dann, wurden nicht so große Summen für Vergnügungen verschwendet? Weshalb sollte man nicht, bis Karl selbst erwerben konnte, für seine Frau und sein Kind sorgen, daß sie in behaglicher Weise leben konnten? Nicht, daß er sie etwa nicht gerne bei sich behalten hätte, —

er theilte mit Freuden das Seine mit ihnen — aber er selbst besaß nur noch wenig; auch sah er, wie es Karl drückte, so ganz abhängig von ihm zu sein.

Karl aber kam es, ohngeachtet diesem Allen, ganz unmöglich vor, in solcher Lage seiner Familie sich zu nähern.

„Ich könnte es nicht ertragen," sagte er eines Tages zu Maria, als sie ihm freundlich zuredete, mit ihrem Vater in die Stadt zu gehen, „von ihren Wohlthaten auch nur eine kurze Zeit leben zu müssen, denn nur mit Widerwillen würden sie geben, da sie mich nicht lieben."

„Paula liebt dich. Sie hat deiner stets freundlich gedacht," antwortete tröstend Maria.

„Sie liebte mich nur, da Niemand sie liebte, denn ich."

„O, nein, nicht nur damals! rief Maria eifrig;" sie liebte dich gewiß immer — auch jetzt noch, wo sie in eurem Hause längst eben so viel wie Emmi und Theodor gilt."

Karl sah sie bei diesen Worten ungläubig an.

„Wenn es so ist, „wie du mir erzähltest, wenn Paula eine Rolle in unserm Hause spielt," sagte Karl gepreßt, „so ist ihre Liebe zu mir dahin, wie jede

bessere Empfindung ihrer Seele, denn wer in diesem Hause etwas gelten kann, geht unter, glaube mir."

„Weshalb, Karl?" frug Maria zweifelnd. — „Wie kannst du so Schlimmes denken? — Wer ist denn so böse von den Deinen?"

„Ich glaube, ursprünglich ist es Keines. Aber sieh," fuhr er düster fort und zog sie zu sich her, „das geht so von Stufe zu Stufe immer tiefer hinab, bis man plötzlich am Abgrunde steht, dann unrettbar hineinstürzt. — Den unbewachten Fehlern folgt Sünde, Laster und Verbrechen; in ihrem Gefolge ist Schande und Elend. So kommt es — so wird es auch bei ihnen kommen. Stand ich selbst doch schon in früher Jugend dem Laster so nahe, — meine Liebe zu Luise hat mich allein davor bewahrt, aber die Arme mußte unter meinen Sünden leiden, ihr Vertrauen zu mir verschwand, sie welkte dem Grabe zu — und ich —"

„Du mußt leben für sie und dein Kind," rief Maria erschüttert. „Sie wird nicht sterben. An deiner Kraft wird sie sich emporrichten! Erhebe dich, Karl, blicke muthig vorwärts! Welch lange Zukunft liegt vor dir! O, wenn du wolltest und es so ist,

wie du sagst, wenn Sünde und Verderben ihnen droht, so suche sie zu retten, Alle, Alle!“

„Das ist zu spät. Aus den verführerischen Schlingen dieser modernen Vergnügungswuth reißt sie nichts mehr heraus. Was die Folgen davon sein werden, ist ebenso unabwendbar, als in ihrem ganzen Umfange zu berechnen, und mir unmöglich zu verhindern.“

„Und Paula? Paula?“ rief Maria schmerzlich. Ist sie nicht edel und gut, ein so herrliches Wesen? —“

„Dennoch aber dem modernen Dämon unseres Hauses verfallen. Er wird sie zu Grunde richten, wie ich auch zu Grunde gegangen wäre — vielleicht noch gehe.“

„Nein, nein, du nicht! Du bist gerettet, du bist ja zur Erkenntniß gekommen, dein besseres Selbst steht siegreich über Allem da. Auch Paula darf nicht verloren gehen! Unsere Liebe wird sie retten.“

Maria stürzte auf ihren Vater zu und rief mit einer Heftigkeit, die sonst ihrem sanften Wesen völlig fremd war:

„Hilf mir Paula retten, Vater! O, sie Alle sind dem Verderben nahe! Es ist so, Karl hat es mir

gesagt, hat es mir klar gemacht, was mein Herz längst geahnt, mein Kopf aber nicht begreifen wollte. Komm mit mir! Noch heute mußt du mich in das große Haus in der Stadt führen. Vater, theurer Vater, du mußt es thun, es ist heilige Pflicht."

Mißbilligend schüttelte der Pfarrer sein greises Haupt und sah mit vorwurfsvollen Blicken auf Karl, der mit tiefer Reue empfand, daß er die einfache Seele Maria's mit peinigenden Bildern erfüllt habe.

„O, Vergebung!" bat er flehend. „Ach ich wußte ja nicht — Maria, glaube nicht Alles, was meine bitteren Empfindungen sprachen."

„Du hast wahr gesprochen," sagte sie jetzt ruhiger. „Aber es ist gut, daß ich die Wahrheit kenne; ein drückender Nebel umflorte mein Auge; jetzt verstehe ich plötzlich Alles — Paula's verworrene Briefe, ihr mir so fremdartiges Benehmen. Du hast mich gelehrt, was meine Liebe längst hätte ergründen, und du, allzu guter Vater, mir nicht hättest verschweigen sollen. Jetzt kann und will ich handeln, und du, Vater, stehst mir bei. Heute noch bringst du mich zu ihnen, ich will zu ihren Herzen reden. Sie werden mich hören, mich verstehen lernen. Sie sollen begreifen und fühlen, worin das wahre Glück des

Lebens besteht, ich will ihnen erzählen von Liebe und Treue, von friedlich schöner Häuslichkeit, von seliger Vereinigung verwandter Geister, von Freuden, so groß, daß ihr Tand daneben in Staub zerfallen soll; — sie werden zu uns kommen, Alle, Alle, und die Familie Leon wird eine glückliche Familie sein."

Erstaunt sah der Pfarrer auf sein Kind, das mit glänzenden Augen und glühenden Wangen vor ihm stand, und einen schönen Zukunftstraum träumte.

Karl wurde ganz beherrscht von Maria's himmlischen Schönheit. Regungslos starrte er sie an und hörte auf den melodischen Ton ihrer Stimme, kaum den Sinn ihrer Worte verfolgend, der ein kindlich reines Gebilde eines unschuldigen, unerfahrenen Gemüthes war.

Der Pfarrer, welcher sich überzeugt hatte, daß er im Hause seines Bruders nichts zu ändern vermöge, frug sich zweifelnd: wie es Maria können solle? — Aber die Begeisterung seines geliebten Kindes riß ihn hin, und der fromme Glaube an eine mögliche höhere Eingebung, welche auf Maria einwirkte, bestimmte ihn, ihren Wunsch auch gegen seine vernünftige Ueberlegung zu erfüllen.

Karl sprach nichts dagegen, obgleich er fest überzeugt war, daß weder durch Maria's, noch ihres Vaters Vermittelung irgend etwas in seiner Eltern Hause anders werden würde. Es war ihm nicht möglich, in die schönen Hoffnungen des jungen Mädchens störend einzugreifen, wie er schon störend auf ihren innern Frieden eingewirkt hatte. Und konnte nicht am Ende doch ein Strahl aus ihren reinen Augen zündend treffen und Licht in eine Seele werfen? — In Paula's Seele, der er noch am meisten vertraute? — Fühlte er sich doch selbst in Maria's Nähe so gehoben, so viel besser und stärker, daß seine Entschlüsse und Vorsätze sich immer mehr befestigten zu mächtigem Thatendrange! Es wollte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt forttreiben, hinaus in die Welt zu lebendiger That, zu Schaffen und Ringen, zu selbständiger, nützlicher Entwicklung aller seiner Kräfte. Nur die reifere Ueberlegung des Pfarrers, und der flehende Blick seines kranken Weibes, hielten ihn noch immer in dem Pfarrhause zurück.

Er konnte Luise nicht verlassen, jetzt nicht; sie hielt ihn fest mit ihrer leidenden Miene, mit ihrem gebrochenen Auge und dem zitternden Druck ihrer Hand.

Es durchzog sie wohl eine Ahnung ewigen Scheidens von dieser Erde, das sie geizig machte auf jede Minute Beisammenseins in dem gewohnten lieben Leben, das mit aller Noth und Qual ein mächtig fesselndes, süßes Heimathsrecht an uns sich fest bewahrt. —

9.

An einem hellen Februartage war ein geschäftiges Umhertreiben in dem Hause der Hofräthin. Eine maskirte Schlittenfahrt wurde auf heute vorbereitet, bei welcher Emmi und Paula Hauptrollen übernommen hatten. Die schöne Emmi ging von einem Spiegel zum andern, ihr prachtvolles Costüm bewundernd, das ihre Schönheit auf das vortheilhafteste hervorhob; Paula warf nur flüchtige Blicke auf ihr Spiegelbild; sie war mehr mit Emmi beschäftigt, und hatte noch da und dort an deren Anzug etwas zu ordnen.

„Wenn es nur gelingt, Mama!" flüsterte sie im Vorübergehen der Hofräthin zu. „Sage Emmi ja

nichts, es würde sie verwirren, sie hat ohnedies nicht viel Geistesgegenwart."

„Kennst du Spaa's Plan näher?" frug diese rasch.

„Nein, Mama, aber er schwört, daß er gelingt."

Das Auge der Hofräthin glänzte voller Freude, doch konnte sie eine Unruhe nicht bemeistern, welche sie von einem Fenster an das andere trieb.

Paula nämlich hatte endlich ihren Bitten nachgegeben, und Spaa mit dem projektirten Heirathsplane bekannt gemacht, und ihn um seinen Beistand gebeten. Er gab sich gern zum Vermitler in dieser Angelegenheit her, denn er rechnete dabei auf die unbegrenzte Dankbarkeit der Hofräthin, die zuweilen sein Verhältniß zu Paula zu geniren schien, wenigstens that sie so, und störte häufig vertrauliche Stunden zwischen ihnen; er hoffte durch diese Gefälligkeit Alles zu beseitigen und zu überwinden, was noch Unangenehmes zwischen ihm und Paula lag, die in der letzten Zeit kälter gegen ihn geworden, und häufig voll übler Laune war.

Er gab sich alle Mühe, mit Herrn von Berger in ein näheres, freundschaftliches Verhältniß zu treten, und ihn an sich zu fesseln. Er besaß in dem, was

er wollte, viel Ausdauer, und so gelang es ihm auch, einigen Einfluß auf Berger zu gewinnen. Er brachte ihn durch vieles Zureden dahin, an der maskirten Schlittenfahrt Theil zu nehmen, und machte ihn, da er den Zug ordnete, zu Emmi's Cavalier. Dies gab Veranlassung zu vielen Abendbesuchen, im ganz engen Kreise, bei der Hofräthin. Verabredungen wegen des Costüms mußten getroffen werden, und Spaa zog sie möglichst in die Länge; dabei versäumte er nie, Berger bei dem Nachhausegehen zu begleiten, und ihm von Emmi's Schönheit und Liebenswürdigkeit vorzuplaudern.

Gelassen hörte der Junggeselle dies Alles an, und gab in abgemessenen Worten seine Zustimmung dazu.

Spaa aber drängte es, in dieser Angelegenheit vorwärts zu kommen. Eines Abends nahm er deshalb Berger vertraulicher als sonst unter den Arm und sagte, entschlossen auf sein Ziel losgehend:

„Sie besitzen scheinbar Alles, was einen Menschen glücklich machen kann: ein prachtvoll eingerichtetes Haus, ein enormes Vermögen. Man müßte Sie beneiden, mangelte Ihnen zu vollkommenem Glücke nicht doch etwas ganz Wesentliches.“

„Ja, ich weiß,“ gab Berger zur Antwort. „Es

fehlt mir noch ein schönes Landhaus, daß ich, wie es meinem Stande und Vermögen angemessen ist, den Sommer auf dem Land, den Winter in der Stadt zubringen kann; — aber ich werde es demnächst besitzen, der Kauf ist schon abgeschlossen. Ich will die Welt überraschen mit einer herrlichen Besitzung am Bodensee.“

„Das ist ja prächtig, bester Baron. Dieser Besitz wird ihr Glück erhöhen, aber dennoch ist es das nicht, was ich meine.“

„So? was meinen Sie denn? Ich wüßte nicht, was mir dann noch fehlte?“

„Eine Frau, bester Freund. Eine schöne Frau für ihre prachtvollen Gemächer fehlt Ihnen noch.“

„Ich glaube nicht, daß dies der Anstand durchaus fordert. Zuweilen freilich dachte ich auch schon daran; aber ein solcher Besitz hat so viele Unbequemlichkeiten, vermehrt die Ausgaben so bedeutend, kurz, ich kann mich nicht dazu entschließen, und im Vertrauen, ich spare gern, wo es der Anstand erlaubt, und möchte als ein sehr reicher Mann sterben.“

„Daran wird Sie eine Frau nicht hindern, wenn Sie eine kluge Wahl treffen. Sie machen

sich in der That lächerlich, Berger, wenn Sie bei Ihrem Reichthume nicht heirathen.“

„Was Sie nicht sagen?“

„Ja, in der That, ich bin besorgt um Sie. Man flüstert in der Gesellschaft — soll ich es Ihnen denn wirklich mittheilen?“

„Was flüstert man? Was kann man sagen?“

„Ach, die Welt ist schlimm, mein Freund, — man sagt — welche Infami — Sie hätten nicht den Muth zu heirathen; ja, man geht noch weiter, man behauptet, Sie dürften — doch lassen Sie mich darüber schweigen. Ich will Ihnen nur beweisen, wie man es für unmöglich hält, daß ein so reicher und vortrefflicher Mann, wie Sie, unvermählt bleibt, wenn nicht ganz unübersteigliche Hindernisse vorliegen. Ich bitte Sie, lieber Freund, zeigen Sie der Welt, daß Sie heirathen wollen und können.“

Berger wurde nachdenklich. Die Vermuthungen der Welt berührten ihn unangenehm. Lächerlich zu erscheinen, kam ihm höchst unanständig vor. Er schwieg eine Weile, dann sagte er:

„Sie meinen, ich müsse eine Frau nehmen, und haben so Unrecht nicht. Aber sehen Sie, es ist dabei so Vieles zu bedenken. Vor allem würde meine schöne

Ruhe und Ordnung gestört und — dann wüßte ich auch in der That nicht, wie ich eine solche Angelegenheit arrangiren sollte."

„Bester Baron, dieses würde ich sehr gerne übernehmen. Bin ich nicht Ihr Freund? So weit wären wir also im Reinen — nur die Wahl der künftigen Baronin — doch ich errathe — die schöne Emmi Leon wäre die passendste Parthie für Sie. Sie dachten es längst selbst? Wie kann ich noch zweifeln!"

„So entfernt dachte ich wohl schon daran, aber —"

„Man würde Sie beneiden, Ihren Geschmack bewundern. Eine so schöne Frau!"

„Ja, schön ist sie, daß ist unbestreitbar. Sie würde sich prachtvoll ausnehmen, zum Beispiel in meinem blauen Salon mit den dunkelrothen Möbeln. Sie kennen ihn ja? Nicht, Verehrtester?"

Gewiß, gewiß. Wie eine Göttin müßte sie sich dort ausnehmen. Soll ich die Sache einleiten? — Sie können bald der glücklichste Baron auf der Welt sein!"

„Nicht so rasch, lieber Spaa! Nicht so rasch! Es wird mir doch sehr ängstlich bei dem Gedanken an eine so wesentliche Veränderung in meinem Leben."

„Sie nehmen es viel zu schwer, bester Freund. Was ist da noch zu bedenken? Emmi besitzt kein Vermögen, wird also durch diesen Umstand völlig abhängig von Ihnen. Glauben Sie mir, ein reicher Mann handelt immer klug, wenn er ein Mädchen ohne Vermögen wählt. Nach allen Seiten hin, Berger, giebt es nirgends eine bessere Frau für Sie."

„Ich will mir diese Angelegenheit überlegen; es hat ja noch Zeit. Schweigen wir jetzt davon."

Doch Spaa wollte in seiner Ungeduld, die Sache zu Ende zu führen, eine bestimmte Zusage, einen Auftrag erhalten, ging darum in seinem Eifer zu weit und vergaß, wen er vor sich hatte.

„Zu was noch überlegen? Sie Glücklicher!" rief er unvorsichtig. „Muß ich ihnen denn sagen, was Sie längst hätten bemerken können: daß die schöne Emmi Sie leidenschaftlich liebt."

Berger entzog sich seinem Arm und trat, unangenehm überrascht, einige Schritte zurück.

Eine leidenschaftliche Liebe lag außer dem Bereiche seiner Combinationen. Er erschrak bei dieser Bemerkung Spaa's, brach kurz ab und wünschte ihm gute Nacht.

Spaa war im höchsten Grade ärgerlich, es wurde

ihm jetzt eine Ehrensache, diese Heirath um jeden Preis zu Stand zu bringen. Mit großer Freude bemerkte er, daß Berger seit dieser Unterredung in Emmi's Gegenwart zerstreut und befangen war. So hatte sie doch Früchte getragen, er baute darauf seine weiteren Pläne. Paula, sagte er, es muß zu Stande kommen, und heute früh erhielt sie ein Billet mit den Worten: Ich hoffe, Emmi's Verlobung wird das heutige Fest beschließen.

Ein Schlitten fuhr vor. Spaa und Berger holten die Schwestern ab, und fuhren mit ihnen dem glänzenden Zuge voran. Helles Geklingel tönte lustberauschend durch die Hauptstraßen der Stadt; an allen Fenstern standen bewundernde und Beifall winkende Zuschauer. Das war ein lustiges Vorübersausen von bunten Schlitten voll lachender Gesichter, auf denen siegstrahlend befriedigte Eitelkeit und eitle Lust geschrieben stand! Wie wogten hier herausfordernd die schwanken Federn auf Turban und Baret, wie stolz hing der Purpurmantel um üppige Schultern, und dort — was funkelte so herrlich in den Sonnenstrahlen? Es waren die reichen Brillanten und Perlen am Kopfputze einer orientalischen Fürstin; dicht hinter ihr kam ein Ge-

folge von Indianer und Mohren mit Federschmuck und Korallen. Diesem stolzen Aufzuge folgten die Repräsentanten verschiedener Zonen und Länder; den anmuthigen Schluß bildeten reizende Nationalkostüme. Hier ein derbes Bauernpaar, daneben idyllische Schäfer. Wie schelmisch saß dort der runde Hut mit den flatternden Bändern auf blonden Locken, wie verführerisch umsäumte der breite Flor einer ländlichen Haube ein rundes, blühendes Angesicht, und da — und dort — doch blitzschnell flog Alles vorüber, ein reizendes, phantastisches Wintermährchen, das durch einen Zauberschlag als wirkliches Gebilde in den Straßen der alten Stadt herumspukte, dann in den schneeigen Feldern verschwand.

Viel weniger reizend und deshalb auch unbewundert folgten mehrere Schlitten dem bunten Zuge nach. Sie enthielten hauptsächlich die Mütter der jungen Damen, worunter auch die Hofräthin, denen sich mehrere Herren, theils aus Neugierde, theils zu galantem Schutze, angeschlossen hatten.

Die Hofräthin hatte des äußern Anstands wegen dies so arrangirt, doch war es bei ihr mehr die innere Ungeduld, die sie nicht zu Hause ließ. Mit fieberhafter Aufregung sah sie dem Ende dieses Ta-

ges entgegen, an welchem sich ihr längst gehegter Wunsch erfüllen sollte. Die Ungewißheit, in welcher sie durch Spaa's verständliche und doch wieder so räthselhafte Andeutungen schwebte, versetzten sie in eine Unruhe, welche sie kaum zu beherschen vermochte. Die rasche Fahrt nach dem bestimmten Orte erschien ihr eine Ewigkeit. Mit einer Hast, die ihrer Umgebung auffiel, trat sie in den Saal, wo das bewegte Leben der costümirten Gesellschaft sich bereits entfaltet hatte. Doch die alten Damen und Herren fanden hier keinen Platz und mußten sich mit einem Nebenzimmer begnügen.

Der Hofräthin war dies peinlich. Zwar hörte man durch die offene Thüre die Töne einer hübschen Musik, sah auch in das bunte Gewirre hinein, konnte aber nicht den Mittelpunkt der Gesellschaft übersehen, wo Emmi mit Berger saß, was sie bei ihren ängstlich hoffnungsvollen Erwartungen so sehr wünschte.

Die Jugend mit ihrem warmen Pulsschlage, hatte schnell den leichten Frost, den die kalte Fahrt mit sich brachte, abgeschüttelt. Nichts sprach mehr davon, als die höher gerötheten Wangen. Nur Berger stand noch zähneklappernd und händereibend da, ob-

gleich er vor der Stadt schon seinen Pelzmantel umgeworfen hatte.

Spaa sah ihn mit spöttischem Lächeln an; die schöne Emmi erregte beinahe sein Mitleid bei dem frostigen Anblicke ihres zukünftigen Gatten. Aber wär es nicht auch ihr Wunsch, diesem hölzernen Manne oder vielmehr seinem Gelde anzugehören? Dies heute noch zur Entscheidung zu bringen, war sein fester Entschluß. Er wollte Paula noch das Nähere seines Planes mittheilen, aber sie war von seiner Seite verschwunden.

Ihre leichte elastische Gestalt schlüpfte durch die herumwogende Menge von einem Tische zum andern, eben erschien sie hier, dann wieder dort; mit ihrem frischen, oft beißenden Humor verscheuchte sie jede steife Förmlichkeit, und gab so das Beispiel zu unbefangener Heiterkeit. Sie riß Alles mit sich fort im Scherze und sprudelndem Witze; man sah in ihr nur das frohe, leicht bewegliche Kind des Augenblicks, und die gehuldigte Dame der Mode. Stets, ja man konnte sagen, grundsätzlich dem Momente sich hingebend, fand sie auch momentanes Vergnügen, — aber mitten in diesen Stunden zuckte oft plötzlich ein jäher Schmerz durch ihre Seele, welche für hö-

here Genüsse organisirt war, und goß ihr in diese oberflächlichen Freuden ein rächendes Gift: Hohn und Bitterkeit.

Auch heute wandte sich oft ihr lachender Blick mit eigenthümlich scharfem Blitze auf Berger, Emmi und Spaa, wobei eine nervös zuckende Bewegung, kaum merklich, ihren Körper erschütterte.

Spaa, der sie ungern an seiner Seite vermißte, obgleich sie ihn anhaltend mit barocker Laune quälte, suchte sie im Gedränge.

„Kommen Sie!" flüsterte er ihr zu, „Sie dürfen bei der Verlobungs-Katastrophe nicht fehlen." Er nahm sie am Arme und zog sie vertraulich mit sich fort.

Manch spöttischer Blick, manch beißende Bemerkung folgte ihnen. Die Damen verziehen Paula ihre Triumphe nicht, und suchten deshalb ihren guten Ruf anzutasten, wozu ihnen ihr vertrautes Verhältniß zu dem Malthesef reichen Stoff lieferte; selbst ihre Verehrer stimmten, zwar etwas milder, hierin den Damen bei und erklärten Paula, die durch ihren Witz sie hinriß, der sie huldigten, mit einigen Achselzucken jedenfalls für eine geistreiche Kokette.

Paula war gespannt auf Spaa's Staatsstreich

denn nur durch einen solchen, erklärte er ihr, sei Berger in ein näheres Verhältniß mit Emmi zu bringen. Die Sache wurde pikant, und interessirte sie darum mehr als sonst. Sah sie auch längst, durch die Hofräthin von allen Verhältnissen unterrichtet, ein, daß eine reiche Heirath Emmi's zu den Nothwendigkeiten des Hauses gehöre, und ohne eine solche Mama, und bald auch wohl Theodor, auf demselben Punkte stehen würden, wie vor mehreren Jahren, so war ihr doch stets die Verbindung Emmi's mit Berger zuwider gewesen. Nur ungern hatte sie nachgegeben und Spaa um seine Hülfe gebeten. Jetzt dachte sie weniger an die Sache selbst, als wie diese ausgeführt werden sollte; — es interessirte sie, wie Spaa den steifen Junggesellen zum Bräutigam machen werde. Aber immer blieb es ihr etwas peinlich dabei.

„Nun so fördern Sie endlich ihren Witz zu Tage,“ sagte sie ungeduldig zu Spaa, „oder ich glaube, Sie spielen nur mit uns; aber dann sei ihnen Gott gnädig!“

„Wenn ich es aber glücklich zu Ende führe, dann sind Sie eine Gnädige? Nicht wahr, liebe Paula?“

„Wie immer,“ erwiderte sie kurz.

„Sollen mir denn nie schönere Stunden werden?“ flüsterte er zärtlich. „Wollen Sie denn immer so spröde, so kalt bleiben? Ich verdiene dies wahrlich nicht.“

„Für diesen Ritterdienst sollen Sie belohnt werden,“ sagte sie freundlicher und sah ihn kokett an. „Aber gereicht er Ihnen nicht zur Ehre, blamiren Sie uns und sich, dann, schöner Ritter, werfe ich Ihnen meinen Handschuh hin zu ewiger Fehde.“

„Wenn ich aber siege, fordere ich meinen Lohn, holde Dame.“

„Er werde Ihnen nach Verdienst.“

Unter Scherz und Spiel kam der Abend heran. Der heiße Punsch erhitzte die Köpfe der Herren, und die alte Garde fand es räthlich zum Aufbruche zu blasen.

Die Hofräthin überkam eine immer mehr zunehmende Unruhe. Der Gedanke, daß Spaa vielleicht nur einen unzarten Scherz sich mit ihnen erlaubt habe, peinigte sie fürchterlich; da hörte sie seine Stimme Ruhe und Stille gebieten. Ihr Athem stockte, ihr Herz drohte vor Erwartung still zu stehen. Alles sah gespannt nach der Seite hin, wo Spaa sich befand. Der Lärm ging in Flüstern, das

Flüstern in allgemeine Stille über. Deutlich vernahm man jetzt, selbst im Nebenzimmer, von Spaa's sonorer Stimme folgende Rede:

„Meine verehrten Damen und Herren! Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, ehe wir uns trennen, ihnen ein freudiges Ereigniß mitzutheilen. Es ist dies die Verlobung des Herrn Baron von Berger mit Fräulein Emmi Leon. Das Brautpaar lebe hoch!"

Ein allgemeines, donnerndes Hoch folgte schnell der ersten Ueberraschung nach, die Niemand mehr traf, als das verkündete Brautpaar selbst.

„Ums Himmelswillen, was thun Sie?" rief Emmi mit einem zaghaften Blicke auf Berger, der, wie von einem elektrischen Schlage berührt, in die Höhe gefahren war, und nun dastand, lang, steif, unbeweglich, wie eine mißglückte Bildsäule. Er rang nach Fassung, nach Ueberlegung, was er Spaa's unerhörtem Beginnen entgegensetzen solle, — aber schon wurde er umringt und beglückwünscht.

Man stürmte auf ihn, auf Emmi ein.

„Sein langgedehntes „Aber" verhallte unverstanden, und Spaa raunte ihm zu:

„Machen Sie sich nicht lächerlich! Auf eine leich-

tere Weise hätten Sie sich nicht zum Bräutigam machen können. Sie dürfen nicht mehr zurücktreten, — die Familie Leon wäre sonst fürchterlich compromittirt. Sehen Sie doch die flehenden Blicke ihrer schönen Braut."

Dabei legte er Emmi's Hand in die seine, und die erblaßte Schöne stotterte kaum verständlich: „Welche Ueberraschung! Herr von Spaa, was soll dies bedeuten?"

Betäubt, aus aller Fassung gebracht, nahm Berger schweigend die Glückwünsche hin, die man ihm von allen Seiten stürmisch darbrachte. Er verstand es nicht, sich auf eine anständige Weise aus dieser Ueberraschung herauszuwickeln, fand sie auch im Grunde nicht so unangenehm, und ergab sich schweigend in das von Spaa herabbeschworene Schicksal.

Die Hofräthin blieb kluger Weise im Nebenzimmer bei ihren Freunden, und hatte so viel Fassung, gar nicht überrascht zu erscheinen, und mit diplomatischem Lächeln anzudeuten, daß diese Verbindung schon von den Eltern gesegnet sei. Sie sprach wenig, nickte nur bedeutungsvoll herüber und hinüber, und nahm mit gewichtigem Achselzucken die Vorwürfe hin, die man ihr wegen Mangel an Vertrauen

machte. Jedes wollte dies oder jenes an ihr bemerkt haben, das darauf hingedeutet, im Stillen manches errathen, und dieses Ereigniß längst nicht mehr bezweifelt haben. Man wunderte sich nur ein wenig, daß der Hofrath selbst dem wichtigen Momente der öffentlichen Bekanntmachung dieser Verlobung nicht beiwohne. Dies, wie überhaupt die ganze Begebenheit, wurde nachträglich ein unerschöpflicher Gegenstand weiblicher Discussionen, in denen mit viel Leidenschaft hin und her, für und wider debattirt, aber das Rechte doch nicht errathen wurde.

Die Schlitten riefen klingelnd zur Abfahrt.

Berger führte Emmi mit verlegenem Anstande an den neugierig Blickenden vorüber, die dem Brautpaare den Vortritt ließen.

Die Hofräthin trat jetzt rasch aus dem Nebenzimmer, faßte mit vielsagendem Blicke Bergers Hand, und umarmte und küßte Emmi mit vieler Rührung. Dieser Ausbruch mütterlicher Zärtlichkeit war hinreichend, der Gesellschaft zu beweisen, das Berger bereits im Familienkreise Sohn genannt worden sei.

Aber der Hofräthin schien diese wichtige Angelegenheit noch nicht beendet; sie war gespannt, wie Berger sich bei der Nachhausekunft benehmen werde.

Der Rückweg erschien ihr noch länger als die Hinfahrt. Auch Theodor, der sich aus besonderer Laune diesmal den alten Herren angeschlossen hatte, folgte rasch dem Schlitten seiner Mutter nach. Sie fuhren zu gleicher Zeit am Hause des Hofraths an und fanden Emmi und Paula ihrer harrend in der Hausflur.

Berger hatte sich am Hause von ihnen verabschiedet; Spaa war ihm gefolgt, um ihm die Unmöglichkeit eines Rücktritts begreiflich zu machen. Es wurden jetzt rasch, fürchtende und hoffende, Bemerkungen zwischen Mutter und Kindern über Spaa's Wagstück, und alle mögliche Folgen davon gewechselt; sie blieben wiederholt stehen, und kamen so nur langsam die breite steinerne Treppe hinauf.

10.

Im Wohnzimmer oben harrten ihrer sehnsüchtig Maria und der Pfarrer; auch der Hofrath saß bei ihnen, still, beinahe verstimmt. Es war ihm unangenehm, seinen gewohnten Gang ins Casino aufgeben zu müssen, und vergeblich bemühte sich der Pfarrer, ihn zu beleben.

Er theilte ihm Karls Rückkehr mit, und suchte mit warmen Worten ihn für den Sohn zu interessiren, — auch machte er ihm auf möglichst schonende Weise Vorwürfe über seine Theilnahmlosigkeit an dem Geschicke seiner Kinder.

Der Hofrath schüttelte den Kopf dazu.

„Was kann ich denn thun?“ sagte er trocken. „Es geht meinen Kindern ja gut, wie mir Auguste stets berichtet. Was mit Karl werden soll, wird sie schon bestimmen. Quäle mich nicht damit; ich habe mich nie um diese Angelegenheiten bekümmert und

verstehe sie auch nicht. Das ist alleinige Sache meiner Frau."

Der Pfarrer seufzte mißbilligend zu den kalten Bemerkungen seines Bruders, und durch Maria's gefühlvolles Herz zogen sie mit eisigem Hauche. Es wurde ihr bang und schwer in dem aufgeputzten Gemache, — sie fühlte ihren begeisterten Eifer erschrocken in ihr Innerstes entfliehen. Alles, was sie sich so leicht gedacht, mit so schönen Farben sich ausgemalt, was ihre edle,' kindlich reine Seele so feurig durchdrungen, erschien ihr jetzt unhaltbar, ja ganz unmöglich in diesem Raume, indem ihr die Gestalten der verwandten Familie ganz anders erschienen, als ihre begeisterte Seele dieselben draußen in der heimlichen Stube des friedlichen Pfarrhauses erblickt hatte. Ihr Herz pochte ängstlich und zaghaft, und zitternd stand sie da, als sie die Schlitten anfahren hörte. Doch, kam nicht auch Paula? Ihre liebe Paula? Sie wollte ihr entgegeneilen, blieb aber wieder zögernd stehen. Laute Stimmen drangen über den Vorplatz, helles Lachen ertönte — es war Paula's Lachen, Maria so bekannt und doch so fremd jetzt. Ihr Fuß wurzelte am Boden fest, sie konnte der Freundin nicht entgegeneilen. —

Die Thüre sprang auf. Paula in fremdartiger Kleidung stand vor ihr, — so prächtig, so schimmernd. Emmi folgte langsam, dann die Hofräthin und Theodor.

Maria traute kaum ihren Augen. War dies Paula, ihre Paula? oder jene, von der Karl mit ihr sprach? Sie blickte starr nach ihr hin, doch Paula, welche einen Augenblick erstaunt stehen geblieben war, sprang jetzt freudig auf sie zu und begrüßte sie mit der ihr eigenen Lebendigkeit, — aber Maria blieb still und fand keine Worte zum Willkommsgruße. Scheu sah sie auf Paula und Emmi, mit langer Furcht auf die Hofräthin und Theodor. Das unschuldige, unerfahrene Kind! Wie konnte sie hier von ihren Empfindungen reden, selbst wenn sie Fassung gefunden hätte, in Worte zu gestalten, was so warm, so treu, so redlich in ihrem Herzen lebte? —

Die Hofräthin bemächtigte sich schnell der Unterhaltung. Lebhaft erzählte sie die Ereignisse des Tages, und betäubte ihren Mann und Schwager mit Emmi's Glück, das sie in den glänzendsten Farben schilderte. Der gutmüthige Pfarrer kam nicht einmal dazu, mit der Mutter von ihrem Sohne zu re-

den. Wie hätte da die schüchterne Maria begeisterte Worte finden und aussprechen können?

„Lasse uns hinaufgehen in deine Stube!“ bat sie Paula beklommen.

Diese nickte beistimmend und zog sie mit sich fort. Sie sah in Maria's Zügen einen tiefen Schmerz und wagte doch nicht darnach zu fragen.

Es herrschte eine drückende Stille in dem kleinen Zimmer. Paula legte schweigend den Maskenanzug ab und erst, als das einfache Nachtkleid sie umhüllte, fiel ihr Maria um den Hals und schluchzte.

„Jetzt bist du wieder meine Paula. O komm, komm mit mir! Dieser verlockende Schimmer führt dich ins Verderben. Wirf ihn für immer von dir!“

Paula fuhr schmeichelnd über Maria's erblaßte Wangen.

„Beruhige dich!“ sprach sie in zutraulichem Tone. „Du siehst die Dinge viel zu einseitig an. Laß uns froh sein, daß wir uns einmal wieder sehen. Erzähle mir von deinem Leben. Du wirst zu ernst in deiner ländlichen Stille. Sei heiter, Maria. Sieh, ich bin es ja auch. Komm, laß uns recht froh mit einander plaudern.“

Sie zog die Freundin neben sich nieder.

Aber Maria senkte traurig ihr Haupt, schwieg eine Weile; dann erzählte sie von Karl, seinen Schicksalen, seinen guten Vorsätzen und seinem festen Willen, ein thätiges Leben zu beginnen. Der Gegenstand riß sie hin, machte sie immer wärmer und führte sie weiter, zu Paula, auf ihr nichtiges, gehaltloses Leben und das verderbenbringende Treiben in ihrem Hause; sie weinte, sie flehte Paula an, des Bruders Beispiel zu folgen, sich loszureißen, auf ihre eigene Kraft zu vertrauen, in das stille Pfarrhaus zu kommen, um dort in Gemeinschaft mit Karl einen Lebensplan zu entwerfen, der zu einem neuen, besseren Beginnen führe.

„Du schwärmst," sagte Paula und sah mit wehmüthigem Lächeln die Freundin an. „Du träumst schöne Träume; deiner Unerfahrenheit sind die Lebensverhältnisse fremd, in denen ich weilen muß; du lebst in höheren Regionen, — wohl dir, wenn du nie aus ihnen herabstürzest auf die Erde, deine Träume sind göttlich schön — ich habe eine kurze Zeit mit dir geträumt, — du hast mich mit dir fortgerissen und ich gestehe dir, es war die schönste Zeit meines Lebens; aber sie konnte nicht lange dauern, denn ich bin ein Kind dieses Hauses,

und durfte bei dir nicht bleiben, es war zu spät, nicht mehr möglich für mich, in deinen Träumen länger fortzuleben. Hier in diesem Hause aufgewachsen, ihm angehörend, und ihm nun verfallen ganz und gar, giebt es keine Macht, die mich herauszuziehn im Stande wäre, keine, keine, — selbst du vermagst es nicht, Maria. Darum versuche es auch nicht. Lasse uns nie mehr daran denken, — und kommen wir zusammen, nur unserer Liebe uns freuen."

Sie schlang ihren Arm um Maria, suchte heiter zu lächeln und die Freundin in liebender Umarmung festzuhalten.

Aber Maria entzog sich ihr, sah sie mit schmerzlicher Angst an und sagte:

„Ich bin ein unerfahrenes Mädchen, ich weiß es wohl, aber sieh, Paula, hier in meinem Herzen steht es dennoch deutlich und klar, daß euer Leben ein Unrecht vor Gott, wie vor der bessern Menschheit ist, und das größte an euch selbst. Ihr seid nicht glücklich, wenn es auch so scheint, denn Schuld lastet auf euch und das Verderben steht vor eurer Thüre. Es bricht herein, auch über dich, Paula, in welcher Gestalt, weiß ich nicht; aber es kommt sicher, ich ahne es, drum rette dich, reiße dich heraus!"

Paula schwieg eine Weile, dann sagte sie wehmüthig:

„Du bist ein lieber, guter Engel, Maria, aber hier kannst du nichts ändern — ist nichts mehr zu ändern, — das geht unaufhaltsam den begonnenen Weg fort, doch ist dieser nicht so außergewöhnlich, auch wohl nicht so schlimm, als du glaubst — es gehen ihn ja so Viele. Manche mögen darauf zu Grunde gehen, ich gebe es zu, Andere dagegen halten sich oben, zu denen gehören wir, das beweist Emmi's heutige Verlobung aufs Neue wieder."

„Ist diese denn wirklich ein Glück für euch und sie?"

„Für unser Haus ohne Zweifel. Berger ist enorm reich, — er hält viel auf äußern Anstand, er kann uns nicht fallen lassen. Daß Emmi glücklich wird, wie du es verstehst, ist nicht möglich, doch wird sie in äußerm Glanze Entschädigung finden für die innere Leere, wenn sie je eine solche empfinden sollte."

„Und du? Bist denn du glücklich?"

Nein! sprach es in Paula's Innerem, doch sie rief leichthin:

„Gewiß! bin ich es — so viel es eben in dieser argen Welt möglich ist.“

„Nein, nein! du bist nicht glücklich; könntest es aber werden bei Karl und uns,“ erwiderte Maria mit voller Ueberzeugung.

„Ich gehöre aber einmal in dieses Haus,“ sprach Paula etwas kalt;“ sei sein Treiben nun gut oder schlimm. Wie wäre mir es auch möglich herauszukommen, selbst wenn ich es wollte? Karl und ihr — was sollte ich bei euch? Karl, der selbst kein Heil für sich zu finden weiß, keines für sein Weib und Kind — wie könnte er mich stützen? Und du und die Deinen ihr begreift in eurem einfachen Leben nicht, wie hier Alles zusammen hängt und in einander verschlungen ist, wie an diesem Gewebe kein Faden mehr zu lösen ist. Sprich nicht weiter darüber, ich bitte dich. Es ist vergebens; auch sollst du dich nicht mehr um mein Geschick betrüben. Was liegt denn im Grunde so viel an mir?“ —

Sie versuchte zu lachen, doch war es kein frohes Lachen, und der leichte Ton zitterte merklich, mit dem sie fortfuhr:

„Lebe ich nicht wie ein Schmetterling? Ich fliege von Blume zu Blume und nasche Süßigkeiten,

wo ich sie finde. — Siehst du, mein Leben ist recht schön! Warum also trauern, Maria? — Komm, sei heiter wie ich!"

Aber Maria vermochte nicht zu lächeln; ihr Herz so schwer — Paula's Worte thaten ihr so weh. Was sollte sie der Freundin noch sagen, die in sich selbst keine Möglichkeit fand, ein andres Leben zu beginnen. —

Paula richtete schmeichelnd ihr gesenktes Gesicht in die Höhe.

„Weine doch nicht, Maria, weine nicht um mich!" bat sie dringend. „Es schmerzt mich, dich so traurig zu sehen. Sei unbesorgt um mich und zürne mir auch nicht; — es giebt hier keinen Ausweg, glaube mir, doch brauchst du dich darüber nicht zu grämen — es ist ganz überflüssig. Du bist ein liebes, reines Kind — ich liebe dich ewig, Maria; sieh, ich bete oft zu dir, wie zu einer Heiligen in stillen Stunden der Nacht. Da eilt mein Geist zu dir, da bist du mir nahe. Siehst du dort den strahlenden Stern über dem hohen Dome? — Es ist mein Stern, ich nenne ihn „Maria." Hoch und hehr stehst du wie er über mir; so stehst du auch über dem alltäglichen Leben, dem ich angehöre. Es zieht mich zuweilen hinauf zu deiner Höhe,

aber ich liege in festen Fesseln hier unten — ich kann nicht werden wie du, kann dich nur lieben — und zu dir beten."

„Jetzt schwärmst du," sagte Maria traurig. Aber diese Schwärmerei wird dich nicht retten, dich nur immer mehr verwirren."

„Ja siehe, wie du mich verstrickst!" rief Paula, in einen heitern Ton übergehend. „Ich werde ernst und tragisch wie du, poetisch wie du, wäre gar im Stande, in deiner Nähe noch einmal alle Wirklichkeit zu vergessen, um mit dir himmlische Träume zu träumen. Doch allen Scherz bei Seite — ich weiß recht wohl, daß Vieles schlimm, sehr schlimm in unserem Hause ist. Vielleicht wird es jetzt besser durch Emmi's Heirath; — Manches wenigstens soll anders werden, etwas geordneter. Ich will meinen Einfluß auf Mama geltend zu machen suchen, beruhige dich. Ein Leben aber, wie du es meinst, wie es bei euch ist, kann in diesem Hause nicht zu Stande kommen. Das ist ganz unmöglich. Ich hatte Stunden, wo ich so thöricht war, es für möglich zu halten und sehnlichst zu wünschen, aber sie gingen schnell vorüber. Wo wäre auch hier zu einem gemüthlichen, häuslichen Leben, wie es bei euch ist, ein

Anhaltpunkt zu finden? Ich lag einst zu meines Vaters Füßen, und pfeilschnell zog es wie ein schönes Luftgebilde an mir vorüber, ich sah in ihm die Familie Leon vereint ein edles, schönes Leben führen, — ihr Alle waret dabei; — aber es zeronn, ehe eine Nacht um war, und war gänzlich verschwunden bei der Tageshelle. Sieh, liebe Maria, zu verschiedene Elemente wurden vereint, als mein Vater und meine Mutter einen Lebensbund schlossen; er hatte nicht die Kraft, sie nicht den Willen nach und nach etwas Harmonisches daraus zu gestalten. Meine Mutter hätte es vielleicht vermocht, wie ich überhaupt glaube, daß es hauptsächlich am Weibe liegt, das häusliche Leben zu schaffen; — darum sollte aber auch dem Weibe die sorgfältigste Erziehung werden. Statt dessen erzieht man schwache, unselbständige Geschöpfe, oder überbildete Thörinnen, oder oberflächliche Modedamen, — oder man vernachlässigt sie gänzlich und sie werden wie ich, nicht gut, nicht böse, ein Spielball des Augenblicks und der Leidenschaften, ohne wahren, inneren Gehalt, ohne Glück und Freuden — unselige Wesen. Du, Maria, stehst über allen Diesen, doch du bist in deiner Reinheit zu ideal — du wirst auch nicht glücklich werden, ar-

mes Kind; jede Bosheit des Lebens wird dich zu tief verletzen, dich wird der Schmerz tödten, wie mich die Sünde!"

„Nein, nein!" rief Maria mit edlem Feuer. „Die Liebe, dieses mächtige Gefühl, muß erhalten, wo sie als ein göttlicher Funke im Herzen des Menschen sich findet. Ich werde leben für die, welche ich liebe, die meiner bedürfen, ich werde im Schmerz nicht untergehen. Liebe und Pflicht werden mir stets Stärke verleihen, — du aber wirst zu Grund gehen, denn du giebst dich selbst auf. Kommt noch einmal eine Stunde wahrer Liebe über dich, und eine Stimme ruft mahnend dir zu: Maria! so folge ihr und komme zu mir. An meinem Herzen sollst du stets Liebe und Heimath finden, was auch mit dir geschehen sei. Doch jetzt lebe wohl! Ich kann nicht bei dir bleiben; es treibt mich unaufhaltsam fort aus diesem Hanse, wie mich ein frommer Wahn hereingetrieben hat; es zieht mich hinaus in die stille Nacht, fort zu Karl, zu der sterbenden Frau, zu dem lieben Kinde; sie bedürfen meiner, sie rufen mich, ich höre ihre Stimmen. Hier bin ich überflüssig, kraftlos, unverstanden, ein schwaches, kindisches Geschöpf, was soll ich länger weilen, länger denen

ferne bleiben, die sich nach mir sehnen, denen ich Kraft und Stütze bin mit meiner Liebe, meiner schwachen Kraft. Lebe wohl, Paula! Lebe wohl! Sende mir meinen Vater morgen früh nach, — ich mag seinen Schlummer nicht stören."

Sie schlug hastig Mantel und Kapuze um und ging nach der Thüre.

„Wie!" rief Paula erschrocken. „Jetzt in der Nacht willst du fort? Allein? Nimmermehr!"

„Die Sterne leuchten mir. Welche Gefahr könnte mir drohen auf dem bekannten Wege? Gottes Schutz ist überall."

Sie ging.

Paula wagte nicht sie zurückzurufen, überwältigt durch ihr entschlossenes Thun, blieb sie eine Weile regungslos stehen, dann aber erwachte namenlose Angst in ihr. Vom Dome schlug es Mitternacht. Sie schauderte zusammen und ihre geängstigte Phantasie sah schreckhafte Bilder. — Da ging Maria über die weißen Schneefelder, immer langsamer, — ihre Glieder erstarrten vor Kälte, sie rang vergebens mit der starren Betäubung, und sank nieder in den kalten Schlummer des Nimmerwiedererwachens. Rettung, Hülfe, stöhnte Paula, — doch was begin-

nen? Sollte sie Lärmen im Hause machen? Den Pfarrer mit Todesangst erfüllen? Theodor fiel ihr ein, — er sollte auf schnellem Pferde Maria nacheilen und sie zurückbringen.

Ohne weitere Ueberlegung lief sie in die nahe gelegene Wohnung ihres Bruders, und rüttelte ihn aus dem Schlafe auf. Er begriff erst nicht, was sie wolle, so heftig war ihr Begehren, endlich faßte er, was er solle: Maria nach, auf dem nächtlichen Gange sie einholen, sie zurückbringen, die schöne Maria! Seine Pulse klopften, sein Auge glühte; — schnell war sein Pferd gesattelt. Er jagte in rasender Eile, den ihm wohlbekannten Weg ihr nach. Dort am Ende der Ebene, wo ein schmaler Fußpfad in die Höhe führte, sah er einen dunkeln Schatten sich langsam hinaufwinden. Dies mußte sie sein. Sie hatte wohl den näheren Weg eingeschlagen, der von der Fahrstraße ab hier nach Friedfeld ging. —

Er sprang vom Pferde, band es an einen Baum, unbekümmert um das edle Thier. Ihr nach, sie erreichen, war jetzt der einzige Gedanke, der ihn beherrschte.

„Halt! Halt!“ rief er ihr zu. „Ich will dich begleiten. Schönes Fräulein, ich will dein Ritter sein.“

Sie blieb stehen, sah sich um und erkannte ihn.

„Was willst du?" frug sie erstaunt.

„Dich Entflohene zurückbringen," rief er ihr zu; als er sie erreicht hatte, faßte er sie kühn an und sagte mit schmeichelndem Vorwurfe: „Wie kannst du in der Nacht uns verlassen, unvorsichtiges Kind? Paula ist in Todesangst um dich; sie sendet mich dir nach. Komm, dort unten ist mein Pferd, es bringt uns zurück."

„Ich kehre nicht mit dir zurück," sagte Maria entschlossen. „Dort oben, ganz nahe, liegt Friedfeld, dorthin führt mein Weg."

„Aber nicht allein sollst du ihn gehen, kehrst du nicht mit mir um, so mußt du mich zum Begleiter auf deinen Heimweg nehmen."

„Welche unnöthige Sorge! Doch wenn du es willst, so gehe noch eine Strecke weit mit, dies wird dich beruhigen." Sie lächelte ihn an wie ein Kind, das keine Gefahr sieht, wo Andere sie fürchten, und ging mit leichten, fast verwegenen Schritten auf dem steilen Pfade weiter.

Er umfaßte besorgt ihre Taille, ergriff ihren Arm, um sie vorsichtig zu leiten, wie er sagte.

„Du bist sehr gut, Theodor!" sagte sie freund-

lich. „Doch bedarf ich deines Schutzes wirklich nicht, ich gehe ganz sicher auf gefährlicherem Pfade, selbst in der Dunkelheit; und heute Nacht ist es ja so licht. Sieh, wie die Sterne strahlend funkeln! Ist sie nicht prachtvoll, so klar, so heilig diese Nacht? Wo wäre eine Gefahr für mich auf der reinen, weißen Decke, die ein solcher Himmel überwölkt?"

Theodors Auge senkte sich betroffen zu Boden. Seine bösen Gedanken verkrochen sich einen Moment vor der Reinheit ihrer Stimme, vor der Klarheit ihres Blickes; aber ihr warmer, lebendiger Athem berührte seine Wange, ihre weiche Hand lag in der seinen, ihr voller Arm stützte sich auf ihn, — sein Blut wallte ungestüm, seine unreine Leidenschaft erwachte wieder. Er zog sie näher zu sich her und umfaßte sie fester. Das ahnungslose Mädchen hielt es für Sorgfalt, und beengte gleich sein Thun unwillkürlich ihre Brust, so mochte sie sich ihm doch nicht entziehen, um ihn nicht zu kränken. Da preßte er sie plötzlich mit stürmischer Gewalt an sich und küßte sie.

„Ich liebe dich, Maria," stammelte er in fieberhafter Aufregung. „Seit ich dich kenne, liebe ich dich!"

„Lasse mich!" rief sie angstvoll und wollte

sich ihm entreißen; aber er hielt sie nur um so fester.

„Du mußt auch mich lieben, Maria!“ sprach er immer glühender. „Lasse dich küssen! küsse mich! Laß uns glücklich sein! Thörin, warum so spröde? Genieße das Leben! Sei mein, Maria, sei mein!“

In Todesangst blickte sie in die Ferne; da sah sie hinter dem niederen Gehölz, das sie noch zu durchschreiten hatte, die Kirche, daneben schimmerte das bekannte, liebe Haus.

„Wahnsinniger, lasse mich!“ schrie sie laut hinaus und stieß ihn mit jener Willensstärke zurück, die schwache Körperkräfte so sehr zu steigern vermag. Sie rannte fort. Er ihr nach ohne Ueberlegung, von leidenschaftlicher Aufregung getrieben. Sie erreichte das Gehölz, dessen Schatten sie ihm einen Augenblick entzog, aber die blätterlosen Zweige bargen sie nicht lange, er sah sie, kam ihr wieder nahe, faßte ihr flatterndes Gewand und hielt sie fest.

„Jetzt entkommst du mir nicht mehr!“ rief er mit wildem Triumphe und rang mit ihr.

Sie schrie jammervoll, daß es weithin hallte, um Rettung und Hülfe.

Da krachte es durch die dürren Zweige. Theo-

vor wurde an den Schultern gefaßt und zu Boden geschleudert. Mit überlegener Stärke erfaßte die Hand eines Mannes seine Brust und ein schrecklicher, todtdrohender Blick sah auf ihn nieder.

„Karl!“ rief Maria mit einem Gemische von hoher Freude und namenlosem Schrecken. „Du, Karl, mein Retter? Aber lasse ihn, lasse ihn — es ist dein Bruder! O, tödte ihn nicht, thue ihm nichts zu Leide! O, Karl, lieber Karl, ich bitte dich flehentlich, schone seiner!“

Karls Hand, welche krampfhaft des Bruders Brust gepackt hielt, lockerte sich unter Maria's Worten, sein Blick voll Haß und Rache wandte sich von ihm hinweg und sah auf zu ihr, wie zu einer Heiligen in frommer, willenloser Ergebung; aber nur einen Moment war sein Blick so sanft und mild.

„Was that er dir?“ frug er bebend; sein Auge glühte wieder und seine Hand drückte fester auf des Bruders Brust.

„Nichts, nichts, stammelte Maria. Ich weiß nicht, was er wollte. O, komm, komm fort von hier! lasse ihn, ich erzähle dir Alles zu Hause, komm nur, fort, fort von diesem Orte!“ Sie umfaßte seine Schulter, beugte sich zu ihm nieder und

sah ihn so flehend an, daß er der sanften Gewalt, mit der sie ihn von Theodor wegzuziehen suchte, nicht widerstand.

Er erhob sich, und bedeutete mit abgewandtem Gesichte seinem Bruder ein Gleiches zu thun.

Theodor warf einen Blick unaussprechlichen Hasses auf Karl.

„Wie kommst du hieher?" frug er mit schneller, Fassung. „Hast du in Amerika schon Fiasko gemacht, daß du dich wieder in Europa herumtreiben mußt? Was suchst du hier? Hat sich denn Mama nicht mit dir abgefunden?"

„Schweige, Unverschämter! dir bin ich keine Rechenschaft schuldig — euch Allen nicht!"

„Wohl nur der schönen Maria, die dich so zärtlich umfaßt?" spottete Theodor. „Darum also entflohst du in stiller Nacht, du unschuldige Taube, um beim zärtlichen Stelldichein in winterlicher Landschaft nicht zu fehlen? Ein eigner kalter Liebesgeschmack in der That!"

Karl wollte sich Maria entreißen und auf Theodor losstürzen.

„Er ist dein Bruder!" flehte sie.

„Nieder mit dem Buben!" rief er außer sich.

Theodor sprang rückwärts und sah sich nach einer Waffe um.

„Lasse ihn, ich beschwöre dich,“ rief Maria. „Ich bitte dich Karl, bei unserer treuen Freundschaft, daß du ihn ziehen lässest und mir folgst in unser friedliches Haus!“

Sie weinte, zitterte, und hob die Hände so bittend zu ihm empor, sie, Maria, die er anbetete, verehrte, wie noch nie zuvor ein menschliches Wesen. „Es sei wie du willst“ sprach er überwältigt von ihrer milden Hoheit, ihrer weiblich sanften Demuth. — Mit einem verächtlichen Blick auf Theodor ergriff er ihre Hand und ging langsam mit ihr dem Pfarrhause zu.

Theodor sah ihm nach.

„Was soll dies bedeuten?“ murmelte er wuthstarr vor sich hin. „Er wieder hier und bei Maria? Wie soll ich mir dies erklären? Doch sei es, wie es wolle, diese Stunde soll er mir bezahlen, wenn auch erst nach Jahren, solche Demüthigung vergesse ich ihm nimmer.“

Im Pfarrhause war diese Nacht eine schwere, unheimliche. Die Schmerzensseufzer der kranken Luise wurden immer banger. Die Pfarrerin wachte

bei ihr mit ihrem stillen, sorglichen Walten; sie hatte Karl hinweggeschickt, um einige Stunden zu ruhen; dieser aber konnte keine Ruhe finden, es trieb ihn hinaus in die Winternacht, in ihren eintönigen Frieden; er gab seine bewegte Brust den kalten Winden preis, seine beklommenen Athemzüge zu erleichtern, es trieb ihn immer weiter fort bis in das Gehölz, wo er Maria's Angstschrei hörte. Was folgte wissen wir.

Jetzt standen sie am Bette der Kranken, die immer schwächer wurde. Ein leises Grauen und Weinen schlich durch die matterhellte Stube, selbst der sonst so trauliche Schein der Nachtlampe wurde immer düsterer, — die schwere Luft des Krankenzimmers umschleierte die kleine Leuchte; ihr ruhiger, steter Strahl wurde unsicher, bald flackerte er empor, bald flimmerte er müde, dem Erlöschen nahe, hoffend und bangend wie die Herzen, welche in dem engen Raume weilten.

Wie endlos lang wird eine solche Nacht! — Kommt denn endlich des Tages erster Schein und stiehlt sich durch die umhängten Fenster und kämpft mit dem schwachen, künstlichen Lichte, so löscht man es freudig aus, begrüßt hoffend der Sonne

Strahl, des Tages Kraft, der Kranke, der Sterbende selbst hofft wieder, hofft noch einmal, hofft auf das Leben diesseits, das bekannte, liebe, das mit mächtigen Banden ihn fesselt trotz Pein und Leiden, — alle Lebensqualen schwinden zu einem unbedeutenden Nichts zusammen, wenn das dunkle Scheiden naht; nur nach Leben ächzt das Leben, und erst nach langem, hartem Abschiedskampfe hebt Glaube und Hoffnung das Auge ganz himmelwärts, göttliche Liebe die Seele zu ihrem Ursprung empor!

Luise hatte schon in trüben Lebenstagen den Tod gewünscht, in manchen Stunden sein Nahen gefühlt und oft an ihn gedacht, — jetzt stand er da, unabwendbar. Sie empfand in dieser bangen Nacht, daß es ihre letzte sei, und dennoch — wie der Strahl der Morgensonne über ihr Lager blitzte, hoffte sie noch einmal — zum letztenmale auf das Leben hier. Aber der helle Sonnenstrahl vermochte nicht mehr den dunkeln Todesengel zu verscheuchen; unbeweglich blieb er neben ihr stehen, legte seine eisige Hand auf ihre Stirn und schmückte sie mit den kalten Todesperlen.

„Lebt wohl für immer!“ flüsterten bebend ihre bleichen Lippen. „Warum verlassen, was ich liebe,

warum so frühe sterben?" seufzte jammernd der Abschiedsschmerz nach. — Der schwere Todeskampf hatte begonnen.

Da nahte sich der Ringenden der ehrwürdige Pfarrer, welcher eben angekommen war. Er neigte sich zu ihr nieder, sprach Worte ewigen Lebens zu ihr, und sein frommes Auge blickte dabei voll Gottvertrauen aufwärts.

Um seine weißen Locken spielten die Sonnenstrahlen und verklärten sein Angesicht in himmlischer Klarheit. — Mit heiliger Andacht löste er nach und nach die Pein der scheidenden Seele, führte sie in frommem Gebete zu Gott in die Regionen des Himmels, und gab ihr den letzten menschlichen Trost mit hinüber: Wiedersehn, Jenseits!

Luisen's Auge wandte sich von der Erde hinweg, von der Vergänglichkeit zum ewigen Leben. Ein heiliges Lächeln schwebte über ihre bleichen Züge. „Wiedersehen, Jenseits!" hauchten ihre Lippen.

Es war ihr letzter Athemzug.

11.

Mit dem beginnenden Frühjahre wollte Karl das Pfarrhaus verlassen und wieder nach Amerika zurückkehren. Er hoffte mit der Kenntniß der amerikanischen Geschäftsverhältnisse, welche er sich bereits erworben hatte, und mit der Thatkraft, die er immer lebendiger in sich verspürte, dort eine Lebensstellung zu erringen.

Der Pfarrer bot ihm aufs neue die Mittel dazu an. Er nahm sie in der festen Ueberzeugung, damit auch das Verlorne wieder erringen zu können.

Seine Familie hatte jede nähere Berührung mit ihm vermieden; er suchte und wünschte sie auch nicht. Theodor wußte geschickt jede aufkeimende Theilnahme bei seiner Mutter zu ersticken, und diese wieder ließ den Hofrath nur höchst selten zu einer Frage über Karl kommen, die sie dann jedesmal klug und befriedigend zu beantworten wußte.

Emmi, welche durch Spaa's Vermittlung Bergers Braut blieb, wie sie es wurde, hatte soviel mit ihren eignen Angelegenheiten zu thun, daß sie an Karl, den sie ohne dies nicht besonders liebte, nur wenig dachte, und es sogar wünschenswerth fand, daß er nicht ins Haus kam.

Theodor schilderte ihn als einen rohen, ganz verwilderten Abentheurer, und suchte auf diese Weise auch Paula's Theilnahme an ihm zu schwächen; doch dies gelang ihm nicht so, wie er es wünschte. Sie glaubte ihm zwar, daß Karl ein heruntergekommener Mensch sei, allein für einen völlig Verlorenen, wie er ihn schilderte, hielt sie ihn nicht, eben so wenig aber traute sie Maria's Urtheil über ihn. Sie wollte sich am liebsten selbst überzeugen, wie es mit ihm stehe; für seine Lage fand sie tausend Entschuldigungsgründe, und es war ihr aufrichtiger Wunsch, ihm zu helfen. Sie verlangte von ihrer Mutter Hülfe für ihn, aber diese befand sich selbst wieder in Verlegenheiten, in denen für Andere sorgen zu müssen, ihr höchst lästig erschien. Sie wies deshalb Paula mit ihrer Forderung für Karl ab, und bedeutete ihr, daß der Kredit, welchen sie durch die Verlobung Emmi's mit dem rei-

chen Baron wieder gewonnen, gerade nur so weit ausreiche, die glänzende Ausstattung dieser Tochter der Ehre des Hauses angemessen bewerkstelligen zu können, und sie nicht gesonnen sei, irgend ein unbequemes Opfer für den ungerathenen Sohn zu bringen; sie solle warten, bis Emmi Bergers Frau sei, und dann für ihren Schützling den reichen Schwager in Anspruch nehmen, der ja ohnedies nach seiner Vermählung ihr Haus auf der Höhe seiner jetzigen Stellung erhalten müsse.

Paula, ungeduldig zu warten, wandte sich an Theodor; aber dieser hatte eine Menge Ausreden, weshalb er dem Bruder nicht beistehen könne und wolle, — er suchte hinter nichtssagende Gründe seinen Haß und sein Rachegefühl zu verstecken, welche laut zu bekennen er zu feig war. Paula wollte nun Karl auf Emmi's Zukunft vertrösten, denn es kam ihr nicht in den Sinn zu glauben, daß er von der Familie keine Hülfe annehmen würde. Sie beschloß, so ungern sie auch nach Friedfeld ging, ihn dort aufzusuchen, um mit ihm über seine jetzige Lage, wie über die nothwendigen Schritte für seine Zukunft sich zu berathen. Die Hofräthin und Theodor aber wußten bald diese, bald jene Abhaltung

herbeizuführen; auch wollte sie gern für ihre Reise einen freundlichen Tag wählen; doch ein solcher zögerte zu kommen. Die lauen Lüfte lösten nur sehr langsam die eisige Winterdecke von den Feldern; als aber endlich aus dem weißgrauen Gemische grüne Halme hervorschauten, die Schneeglöckchen neugierig hervorschossen und in der Ahnung nahen Sterbens ihr zartes, süßduftendes Haupt niedersenkten, da sagte Paula an einem sonnenhellen Morgen entschlossen:

„Heute fahre ich nach Friedfeld," und mit dem trotzigen Tone, den sie annahm, wenn sie gegen den Willen ihrer Mutter einmal etwas durchsetzen wollte, befahl sie, einen Wagen zu bestellen.

Die Hofräthin widersprach nicht mehr, aber sie unterrichtete Spaa von diesem Vorhaben, und bat ihn, Paula zu begleiten.

Diese sah Spaa's Begleitung ungerne, doch sie konnte nichts dagegen einwenden, er hatte durch seine Gefälligkeiten, und nun vollends durch die glücklich beendete Brautgeschichte sich im Hause große Rechte erworben, auch hatte sie selbst ihm schon zu viele Vertraulichkeiten gestattet, um nicht in manchen Dingen seinem Willen untergeordnet zu sein.

Es machte sie jedoch sehr mißmuthig, so daß sie in der übelsten Laune mit Spaa in Friedfeld ankam. Dort fanden sie die alten Pfarrersleute in der traulichen Wohnstube, doch Karl und Maria waren nicht zugegen.

„Sie sind auf Luisens Grabe," sagte der Pfarrer zu Paula. „Dort findest du sie; ich werde einstweilen deinen Begleiter zu unterhalten suchen."

Herr von Spaa fühlte sich schrecklich gelangweilt bei dem einfachen Manne, während Paula mit Herzklopfen nach dem Kirchhofe ging. Auf einem Grabhügel, den sie mit den ersten Frühlingsblüthen bekränzten, erblickte sie ihren Bruder mit seinem Kinde und Maria. Das Grab selbst interessirte Paula nicht, sie hatte die Verstorbene nicht gekannt und immer nur höchst verächtlich von ihr sprechen gehört. Aber Karl, Maria und das Kind, diese schöne Gruppe, in liebender Beschäftigung auf dem kleinen Hügel, fesselten sie gewaltig. Fast erkannte sie den Bruder nicht mehr. War dies der wilde, lustige Karl, der jetzt so streng und ernst aus den dunkeln Augen schaute? War er dies wirklich? — Noch hatte man sie nicht bemerkt. Sie blieb eine Weile sinnend stehen, da sah Maria empor und erkannte sie.

„Paula, du!" rief sie überrascht. „O, sieh Karl, Paula kommt zu dir."

Er erhob sich langsam. Schweigend trat er der Schwester entgegen, reichte ihr bewegt die Hand, und sah sie noch prüfender an, als sie ihn. Als er sie vor Jahren verließ, war sie im Elternhaus ein häßliches, zurückgesetztes Kind, das nur zuweilen bei ihm Liebe fand — jetzt stand sie vor ihm als elegante Dame, ein verzogenes Kind der Gesellschaft, verdorben vielleicht schon in dem wogenden Taumel ihres Lebens! Mit Schaudern dachte er seines eigenen, noch so unklaren Zustandes, seiner vergeudeten Vergangenheit und Paula's gefahrvoller Gegenwart; und daß er wohl nichts für sie thun könne! Bewegt drückte er die Schwester an sein Herz.

„Paula, wir finden uns sehr verändert wieder," sagte er nach langem Stillschweigen. „Sonst suchte ich nach wilder Lebensweise dich in deinem einsamen Stübchen auf, jetzt kommst du zu mir aus dem Lärm und der Lust der Welt, und findest mich auf einem Grabe!"

Maria trat mit dem Kinde hinzu. Sein lieblicher Anblick sollte die trüben Wolken verscheuchen.

„Sieh, Paula, hier Karl's Kind!“ Hast du schon so ein liebes Kind gesehen?“ sagte sie innig, und reichte mit dem anmuthigsten Lächeln ihr den Kleinen hin.

Mit der raschen Lebendigkeit, welche alle Bewegungen Paula's charakterisirte, faßte sie das Kind an. Es erschrak, schrie, verbarg sein Gesicht an Maria's Hals, und ließ sich ihr nicht entreißen. Weder Bitten, noch freundliche Versprechungen, noch strenge Worte nützten etwas; der Knabe strampelte mit seinen runden Beinchen und murmelte unverständliche Worte, deren Laut aber deutlich hieß: ich will nicht von dir weg zu dieser hier.

„Lasse den Kleinen,“ sagte Paula, er kennt mich nicht. Er hat Recht, daß er bei dir bleiben will. In deinen Armen ist er besser aufgehoben, als in dén meinen.“

Dann nahm sie Karl's Hand und zog ihn von dem düsteren Orte fort, in den hellen Sonnenschein nach Maria's Garten. Langsam folgte ihnen diese, voll schmerzlicher, widerstreitender Gefühle, die Paula's Anblick in ihr hervorrief.

Paula sprach mit Karl über seine Zukunft. Sie hatte allerlei Pläne entworfen, und machte ihm Vor-

schläge, die jedoch alle auf Emmi's künftigem Reichthume fußten; bald aber schwieg sie verlegen, denn Karl sah sie so unwillig an, und sagte dann sehr entschieden:

„Ich gehe fortan meinen eigenen Weg. Kümmert euch weiter nicht um mich; — ich werde mir selbstständig eine Existenz zu gründen suchen — und dieses männliche Wollen nur mit meinem Tode aufgeben. Ich bin zur Einsicht gekommen, was ich verschuldet und welche Fehler unser Haus beherrschen. Ich reiße mich los von euch; nur durch mich selbst will ich leben — oder untergehen. Leider kann ich euch nicht bestimmen, andere Wege zu wandeln. Meine Worte würden verhallen, selbst von deinem Ohre würde der Wind sie verwehen; — du kannst so wenig, wie sie Alle, dem äußeren Schimmer mehr entsagen, der dich umstrickt; — ob dich einst eine mächtige Erschütterung noch retten wird — wer kann dies wissen? — ich fürchte aber, du gehst unter. Ich weine um dich, Paula, ich bedaure dich; jetzt leider vermag ich nichts für dich zu thun. Die Schuld meiner Vergangenheit aber will ich sühnen, so weit ich es vermag. Vielleicht sehen wir uns einst wieder. Möge dann eure Schuld nicht größer

geworden sein, nicht unrettbar euch fortgerissen haben in euer Verderben, und du dann durch den Bruder einen Halt finden, der stark genug ist, dich zu stützen.

Paula war ergriffen, sie wollte etwas erwidern und vielleicht erwärmende, geschwisterliche Gefühle ihm zeigen! — da trat Herr von Spaa zwischen sie. Er hatte sie im Garten bemerkt und war froh, dem Pfarrer auf geschickte Art entkommen zu können. Er schlug sogleich den leichten Ton der Gesellschaft an, den er so sehr in seiner Gewalt hatte, und verscheuchte damit jede weitere Vertraulichkeit, jeden Austausch tieferer Empfindungen zwischen den Geschwistern. —

Maria fühlte sich auf das Peinlichste beklommen in Spaa's Gegenwart. Karl sah mit innerem Grimme und Geringschätzung auf diesen schönen, eleganten Herrn, der so vertraulich mit seiner Schwester verkehrte, und einen so großen Einfluß auf sie zu haben schien. Sein Auge glühte, seine Wange wurde bleich, seine Stimme zitterte, — nur mit Mühe hielt er einen Ausbruch seiner Empfindungen zurück.

Auch Paula war in einem Zustande großer

Aufregung, und suchte vergebens in Spaa's heiteren, oberflächlichen Ton einzustimmen. Dieser Besuch mit ihm in dem friedlichen Pfarrhause kam ihr fast wie ein Verbrechen vor, und sie wünschte sich weit hinweg.

Alle waren froh, als der Wagen vorfuhr, der Herrn von Spaa und Paula wieder nach der Stadt bringen sollte. Karl erhob sich und wollte seiner Schwester ein kaltes Lebewohl sagen, doch wie sie seine Hand faßte, heftig drückte, ein feuchter Glanz ihr Auge umschleierte und der liebende Herzenston: Bruder lebe wohl, zürne mir nicht, ihren Lippen entfloh, da übermannte ihn das Gefühl der Bruderliebe, er umfaßte sie, hielt sie lange in seinen Armen, als vermöge er nicht, sie wieder loszulassen. Als sie sich ihm endlich entwand und der Wagen mit ihr davon fuhr, bedeckte er mit schmerzlicher Bewegung sein Gesicht, und lehnte sich erschöpft an die Mauer des Hauses.

Maria stand mit dem Kinde in seiner Nähe; leise trat sie zu ihm und legte mit sanftem Drucke ihre Hand auf seine Schulter.

„Blicke auf, Karl!" sprach sie mit tiefbewegter Stimme. „Blicke auf! Blicke muthig vorwärts.

Eine lange Zukunft liegt ja noch vor dir. Die Vergangenheit sinkt immermehr hinab. Du bist losgelöst von ihnen Allen; denke nicht mit so tiefem Schmerze zurück; ein neues Leben beginnt für dich. Du gehörst ihnen nicht mehr an, — dafür bist du unser geworden; wir lieben dich, du gehörst fortan ganz zu uns — und sieh nur dein liebes Kind, lebe und arbeite für dieses hülflose Wesen und denke, deine wahre Heimath sei hier an diesem friedlichen Orte.

Karl sah träumerisch in Maria's sanftes, blaues Auge; ein ganzer Himmel lag für ihn darin. Er vergaß in ihm die Vergangenheit mit ihrer Schuld und ihrem Schmerze.

„Wirst du meiner nicht vergessen, wenn ich so fern von dir bin?" frug er mit bebender Stimme. „Und wenn ich einst nach langen, langen Jahren wiederkehre, wirst du mich noch lieben, wie jetzt? Wirst du meiner stets — —"

Er hielt inne.

„In Liebe gedenken?" fuhr sie lächelnd und unbefangen fort. „Wie könnte ich anders? Mein Herz ist treu, das kannst du glauben; was es einmal liebt, ist ewig sein."

Sie sah ihn mit so reiner Unschuld an, daß er sein Auge beschämt zu Boden senkte.

„Und hab ich hier," fuhr sie nach einer Pause fort, „nicht Wächter meiner Liebe. Dort drüben Luisens Grab und hier dein geliebtes Kind. Ist es nicht mein, bis du wieder kommst? Wenn du fort bist, plaudere ich den ganzen Tag mit dem kleinen Engel von dir. Wie könnte ich dabei deiner vergessen? Darüber sei ruhig. Sieh, sein Auge ist das deine, so dunkel, so tief, wie auch Paula's Auge! O, sie ist noch weiter von mir entfernt, als du es sein wirst in der fernen Welt, wohin du nun bald wieder gehst. Deine Seele wird immer bei mir bleiben, — die ihre entfernt sich immer mehr von mir."

Sie verbarg ihr thränendes Auge an Karl's Brust. Er schlang seinen Arm um ihren Nacken und küßte die goldenen Flechten, welche ihr schönes Haupt umgrenzten.

„Meine Maria, meine theure, theure Maria!" stammelte er, seiner kaum mehr mächtig. Dann riß er sich schnell von ihr los, stürzte in das Haus und verschloß sich einige Stunden in sein Zimmer.

„Was ist mit Karl?“ frug der Pfarrer, der eben aus dem Hause trat.

„Der nahe Abschied thut ihm weh.“

„Sonst ist es wohl nichts, Maria?“ sprach er halb fragend, und warf einen besorgten Blick auf sein Kind.

„Ist Scheiden denn nicht tiefes, tiefes Weh, Vater?“ sagte sie leise und unbefangen. „Was kann dem Abschiedsschmerze nicht Alles nachfolgen?“

Sie lächelte unter Thränen ihn wehmüthig an und fuhr fort:

„Wir haben es gut; wir dürfen beisammen bleiben, du Vater, und die Mutter und ich, und auch sein Kind — nur er ist der Unglückliche, der allein bleibt; — aber nein, Vater, unsere Liebe folgt ihm nach, bleibt ihm immer. Er hat ja Niemand mehr außer uns, wir aber, wir bleiben ihm, er soll nie sich verlassen fühlen, und nach Jahren wird er wiederkehren, glücklich, siegreich durch Kraft, festen Willen und Ausdauer.“

„Gebe es Gott!“ sagte der Pfarrer, und legte wie segnend seine Hände auf ihr Haupt, dann schlug er sein Auge halb fragend, halb zweifelnd auf zum Himmel.

Das Glück seines Kindes mochte wohl der In-

halt einer ängstlichen Frage an die Vorsehung sein; und sein frommes, in diesem Punkte vielleicht allein nicht ganz unbedingt ergebungsvolles Vertrauen auf die Schickung Gottes, eine Unruhe zulassen, die er in andern Lebensfällen nicht kannte, und die ihn hier mit peinlichen Befürchtungen erfüllte. —

Karl beschleunigte seine Abreise. Er war ungewöhnlich still und in sich gekehrt seit jener Stunde, in der er Maria so warm umfaßt hatte. Er besuchte häufig Luisens Grab, und trat oft scheu von Maria zurück.

Eines Morgens war er ohne Abschied verschwunden.

Man fand schmerzliche Trennungsworte, von Thränen benetzt auf seinem Tische. Sie sprachen Dank, ewigen Dank, edle Entschlüsse, Lebewohl und Hoffnung auf Wiedersehen aus.

Maria fühlte einen namenlosen Schmerz und eine peinliche Leere in ihrem Leben, seit Karl fort war. Während Blumen und Blüthen in reifer Fülle um sie her emporsprossen, sie vertraulich anschauten, die gewohnten, fröhlichen Willkommsgrüße von ihr forderten, saß sie traurig da und litt am Abschiedsweh.

In ihrem Busen regte sich das Erwachen erster Liebe. Freud und Leid, süßes Bangen, Schmerz und geheime Wonne lagen in ihrer Sehnsucht nach Karl. Sie sagte sich nicht, daß dies Liebe sei — sie wußte es nicht. Er war fort, sie weinte ihm nach, und umschloß noch inniger sein Kind, dessen Besitz ihre höchste Freude wurde. Wenn der kleine Emil zu ihr aufsah mit seinen tiefen, dunkeln Augen, dann war es auch Karl's Blick, der sie anschaute, und sie küßte die lieben Augen, erzählte dem Kinde von seinem fernen Vater und der fremden Welt, in der er weile, — sie erzählte ihm von Gefahren und Leiden, von Schmerz und Freude, von einer glücklichen Zukunft, wo sein Vater wiederkehre, von lauter Dingen, die der Knabe noch nicht recht verstand; aber er hörte ihr stundenlang ruhig zu, wie es die Kinder bei allen Erzählungen zu thun pflegen, seien sie ihnen verständlich oder nicht, — und sie wurde nicht müde, ihm immer wieder zu erzählen.

So kam nach und nach Ruhe und Heiterkeit in ihre Seele zurück, aber ihr helles Antlitz überschattete ein wehmüthiger Ernst, der es nicht mehr verließ.

12.

In der Stadt wurde die Vermählung Emmi's mit Baron von Berger gefeiert; in aller Stille, mit anständiger Einfachheit, so wollte es der Bräutigam zum großen Aerger der Hofräthin, welche bei dieser Gelegenheit gern recht viel Prunk entfaltet hätte. Ueberhaupt war Berger nichts weniger als ein Bräutigam nach ihrem Sinne. Er blieb steif und hölzern, wie er es immer gewesen, und ließ sich weder durch ihre Zuvorkommenheiten, noch durch die schmachtenden Blicke seiner schönen Braut aus seiner fremden Haltung herausbringen.

Sie hoffte auf Emmi's Einfluß nach der Heirath, auf die innige Verbindung, welche ihn dann an die Familie fessele. Aber gleich nach der Trauung führte Berger seine schöne Frau auf das Landhaus am Bodensee, und kehrte nicht, wie es die Hofräthin wünschte, nach einigen Wochen in die

Stadt zurück. Er wollte bis zum Winter dort verweilen, und nahm nicht die geringste Notiz von den Wünschen und Angelegenheiten der Familie seiner Frau.

Ob er sie nicht kannte, oder nicht kennen wollte, war unentschieden, und Emmi hatte keine Lust, vielleicht auch keine Gelegenheit, sie ihm zu offenbaren. Die Briefe, welche sie an ihre Mutter schrieb, waren meistens sehr kurz, enthielten wenig Wünschenswerthes und eben so wenig Verständiges. Sie schwärmte darin auf sehr sentimentale Weise von der herrlichen Lage des Schlosses, von dem schönen Parke, der es umgab, von der Terrasse am See, auf der sie oft sehnsüchtig weile, von den schönen Blumenbeeten, und der prächtigen Einrichtung ihrer Wohnung; aber zwischendurch waren diese Extasen mit Klagen gewürzt über getäuschte Erwartungen und entschwundene süße Hoffnungen. Gekränkte Eitelkeit und ein höchst sonderbarer, oft komisch lautender Herzensschmerz blickte aus jeder Zeile. Keiner dieser, für die Hofräthin höchst langweiligen Briefe, kam ohne die Nachschrift: ihr ja nichts mitzutheilen, was nicht auch für das Auge des Herrn von Berger tauge.

Der Triumph der Hofräthin über diese gelungene

Spekulation wich schnell einer Ungeduld, einem Aerger, wie sie ihn noch nie empfunden hatte. Sie sah sich jetzt mehr als seit lange in Verlegenheiten aller Art verwickelt, die sie nicht abzuwenden vermochte. Sie hatte sich gerade durch diese reiche Heirath in Ausgaben gestürzt, die sie nicht mehr decken konnte, und Theodor fing an müde zu werden, immer zu geben. Er selbst hoffte von dem Reichthume Bergers wesentliche Vortheile für sich; hatte er doch sein Vermögen großen Theils für das Glück der Familie geopfert, wie die Hofräthin sagte, und er es sich gerne glauben machte. Es blieb ihm nur noch wenig übrig; er konnte damit die gewohnte Stellung in der Stadt nicht mehr behaupten, kaufte deshalb ein kleines Gut in der Nähe, auf das er Weib und Kinder brachte, und sich selbst mißmuthig, ärgerlich längere Zeit dort begrub.

So sah sich die Hofräthin auf einmal von ihren liebsten Kindern verlassen. Ihr Kredit wankte gewaltig durch Bergers und Theodors Entfernung, die Gläubiger mahnten und drängten in immer drohenderer Art und nahmen, da dies nichts nützte, endlich zu dem Hofrath ihre Zuflucht.

In der staubigen Schreibstube gingen verschie-

dene fremde Gesichter aus und ein. Der im eignen Hause unwissende Mann begriff erst lange nicht, was man von ihm wolle. Als es ihm endlich so weit verdeutlicht wurde, daß er zum Nachdenken darüber kommen mußte, waren die Entdekkungen, welche er machte, so überwältigender Natur für ihn, daß er alle Fassung verlor. In jammervoller Angst und Pein forderte er Hülfe von seinem Weibe, machte ihr Vorwürfe, und bat sie dann wieder flehend, die Ehre seines Namens zu retten. Sein gleichmäßiger Gedankengang ertrug diese gewaltige Störung nicht, es wurde immer verworrener in seinem Kopfe, was selbst auf seine Amtsgeschäfte Einfluß übte, und auch seine einförmige Lebensweise unterbrach. Er vergaß häufig die Stunde, wo er regelmäßig ins Casino zu gehen pflegte, und schlich dann wie ein Gespenst im Hause umher, oder setzte sich stumpfsinnig in eine Ecke seines Zimmers.

Der Hofräthin heiterer Sinn drohte unterzugehen, ihr leichtsinniger Muth sie zu verlassen; aber sie raffte sich gewaltsam wieder auf. Hier vertröstete sie, dort machte sie feste Versprechungen; allein verhindern konnte sie es dennoch nicht, daß ein Flü-

stern durch die Stadt ging: ihre Verhältnisse seien ruinirt, das Vermögen ihres Sohnes fort, und Herr von Berger habe sich ganz von der Familie zurückgezogen.

Das ertrug sie nicht länger; Emmi mußte Hülfe schaffen, und zu diesem Zwecke sollte Paula mit Spaa nach dem Landgute reisen, um in Gemeinschaft mit ihm Alles zu versuchen, Berger begreiflich zu machen, wie seine eigne Ehre auf dem Spiele stehe, wenn er die Familie fallen lasse, und nicht seines Reichthums gemäß, ihre Stellung vor der Welt erhalte.

„Es ist eine Schande, daß er dies nicht selbst einsieht," sagte sie heftig zu Paula. „Kaum kann ich mit den größten Anstrengungen die äußere Ehre unseres Hauses noch aufrecht erhalten; und dein schwacher Vater droht zu unterliegen; oft fürchte ich, daß er gänzlich den Verstand verliert, Berger muß eine bedeutende Summe zu unserer Verfügung stellen, — er muß es thun; bin ich doch hauptsächlich durch Emmi's Heirath in diese drückende Lage gekommen!"

„Ich will hinreisen, Mama, und alles Mögliche

bei Berger versuchen, — aber Spaa soll mich nicht begleiten.“ Erwiderte Paula nach einigem Zögern.

„Auf ihn gerade baue ich am meisten. Er kennt unsere Verhältnisse bereits so weit, daß es keiner Rücksicht mehr bedarf, sie ihm ganz zu enthüllen. Du kannst ihm auf der Hinreise die dringende Nothwendigkeit einer durchgreifenden Hülfe ans Herz legen; er ist uns mit ganzer Seele ergeben, und wird unser Interesse bei Berger besser vertreten, als du es vermagst.“

„So lasse ihn allein reisen, Mama.“

„Das wird er nicht wollen; man kann es ihm auch nicht zumuthen.“

„Weshalb nicht, wenn er uns mit ganzer Seele zugethan ist?“

„Durch dich nur, Paula, ist er es,“ entgegnete die Hofräthin etwas verlegen. „Weiß ich doch, daß ihr euch liebt, wenn ich es auch eigentlich nicht wissen, und im Grunde dies Verhältniß nicht billigen sollte. Doch es ist nun einmal so und nicht mehr zu ändern. Diese Liebe —“

Paula unterbrach mit bittern Lachen ihre Mutter und rief:

„Diese Liebe macht mich glücklich? So meinst du

wohl, Mama? Aber ich sage dir, es ist mein größtes Unglück — doch darin hast du Recht, daß nichts mehr daran zu ändern ist. Im Ganzen ist es auch einerlei, ob Spaa mich auf dieser Reise begleitet oder nicht. Mache es daher, wie es dir am besten dünkt; — im Grunde ists längst einerlei — Alles, was mich persönlich betrifft."

Sie verließ ihre Mutter, und saß am andern Morgen mit Spaa in einem bequemen Wagen, der sie nach Bergers Schloß bringen sollte.

Dort wandelten am Abend dieses Tages, der einer von den wenigen schönen Spätherbsttagen war, die man, weil sie selten sind, immer froh begrüßt, das Ehepaar Berger Arm in Arm durch die Alleen des Parkes, der das Schloß umgab. Der unzarte Herbstwind stiebte eine große Menge gelber Blätter von den Bäumen, und warf sie auf den mit blendend weißem Kiese bedeckten Weg. Den ordnungsliebenden Herrn des Schlosses störte dieß; mehrere Gärtnerbursche mußten deßhalb vor dem steif nachwandelnden Ehepaare mit langen Besen einhergehen, um diese umherflatternden Ordnungsverderber hinwegzufegen. Aber der freie Wind lachte zu dieser Mühe, blies nur heftiger durch die Bäume, und die gelben Blätter

tanzten, aller Gegenwehr zum Hohne, in ganzen Wirbeln immer wieder vor den Augen des erzürnten Barons herum. Der Spaziergang auf dem verunstalteten Wege wurde ihm dadurch verleidet und sehr ärgerlich kehrte er dem Schlosse wieder zu.

„Es liegt doch etwas Anmaßendes, etwas höchst Unanständiges in der Natur!“ sagte er zu Emmi, welche seufzend seine Wunderlichkeiten mit ansah. „Jeden Tag begegnet mir eine andere Chikane, nie bleibt irgend etwas auch nur ein paar Stunden in gleichmäßiger Ordnung, — ewig hat man zu corrigiren und wird nie fertig. Ich ärgere mich, so oft ich durch den Garten gehe, immer erblicke ich wieder einen neuen Mißstand, bald ein Unkraut, das da nicht sein sollte, bald eine zu hoch getriebene, bald eine verkrüppelte Pflanze, dort Würmer, hier Ungeziefer anderer Art, die ein Blatt oder eine Blume zernagen. Ich habe nicht gedacht, daß das Landleben so unangenehme Dinge mit sich bringe.“

„Es ist aber doch so schön hier,“ sagte Emmi, „und Alles in so musterhafter Ordnung.“

„Kann niemals so werden, Baronin, wie in einem so ganz geordneten Hause, so zierlich in stets gleicher Weise, so blank, so glänzend, so —“

Sie standen vor der geöffneten Flügelthüre des sogenannten Gartensalons, der im Erdgeschosse des Schlosses sich befand. Starr vor Entsetzen blieb Berger plötzlich hier stehen, und sah mit glanzlosen Blicken in diesen schön ausgeschmückten Raum. Der Herbstwind trieb auch hier sein boshaftes Spiel, er jagte durch die offenen Thüren und Fenster sehr unverschämt leichte Staubwolken herein, und diese ließen sich anmaßend auf den seidenen Polstern, den Marmortischen und den bunten Teppichen nieder, — auch zerrte er an den feinen, weißen Vorhängen, und blähte sie unanständig auf. Solche gemeine Störung hatte Berger in seinem Junggesellenleben in der Stadt nie erlebt. Keines Wortes mächtig zeigte er in den Salon.

„Was giebt es?“ frug Emmi erschrocken.

„Sehen Sie denn nichts? Wirklich nichts?“ rief er ganz empört.

Sie sah sich ängstlich um, fürchtend, etwas ganz Entsetzliches zu erblicken.

„Ich sehe nichts. Was ist es denn? Sagen Sie es doch, Berger.

„Staub, Emmi, Staub, grenzenloser Staub, da, dort, überall!“ er stürzte mit diesen Worten in

den Salon, Emmi nach sich ziehend. „Wie ist dies nur möglich in meinem Schlosse?“

Er klingelte, bis alle Diener des Hauses zusammenliefen, und kam immer mehr außer sich, so aus aller Fassung, wie er es in seinem ganzen Leben nicht gewesen war. Er zankte, befahl und krittelte so lange, bis auch nirgends ein Stäubchen mehr entdeckt werden konnte. Thüren und Fenster wurden sorgfältig verschlossen, eine stark duftende Essenz da und dorthin gespritzt, daß auch nicht die entfernteste Spur des ordinären Staubgeruches zurückblieb, dann setzte er sich ermüdet, völlig erschöpft nieder, noch immer bedenklich den Kopf schüttelnd über so unerhörtes Mißgeschick.

Emmi befahl den Thee, um ihren Gemahl zu zerstreuen, befahl die feinsten Confitüren und pikantesten Fleische dazu, aber es wollte ihm nicht munden; er betrachtete Alles, bevor er es in den Mund steckte, von allen Seiten, blies es von allen Seiten an, besorgend, daß der gemeine Staub sich auch hierauf gelagert haben könne, — auch sprang er wiederholt auf, wischte mit dem Zeigefinger über die Möbel, hielt denselben dann genau prüfend gegen das Licht und roch daran, bis er sich endlich über-

zeugte, daß sich Alles in gehöriger Reinheit befinde; Allein für die Unterhaltung fand er keinen andern Gegenstand mehr, als diese unselige Störung, — Emmi bekam peinliche Langweile dabei, und dachte mit Angst an diesen endlos langen Abend, der wohl wie alle bisherigen auch erst um 11 Uhr sein Ende nehmen würde. So wollte es die Ordnung im Schlosse. Mit dem Schlage 11 Uhr trennte man sich und begab sich in das zweite Stockwerk, das die Wohn- und Schlafgemächer enthielt, während die fürstlich eingerichteten Zimmer des ersten Stockes nur zur Bewunderung fremden Herrschaften geöffnet wurden, welche nicht selten diesen herrlichen Landsitz in Augenschein nahmen. Am andern Morgen um 9 Uhr traf man sich zum Frühstück im Gartensalon wieder. So ging ein Tag um den andern in unaussprechlicher Langweiligkeit hin.

Aber dieser ereignißvolle Tag sollte nicht auf so gewöhnliche Art enden.

Ein Wagen fuhr an. Ein Posthorn ertönte.

„Welche Störung so spät? Was soll dies bedeuten? Was bringt eine Heirath nicht Alles mit sich?“ seufzte der Baron, und erhob sich mürrisch.

Die Thüre sprang auf. Paula stürzte unange-

meldet herein und umarmte stürmisch die Schwester, nicht achtend auf die kostbaren Spitzen, welche sie zerdrückte.

Bergers Stirne zog sich in bedenkliche Falten, Eine Unschicklichkeit nach der andern — das war zu viel. Was sollte dieser ungebetene, ihm so lästige Besuch? Seine lebhafte Schwägerin war ihm nie angenehm gewesen, sie wünschte er am wenigsten in seinem Schlosse zu sehen. Einige nicht sehr galante Fragen schwebten schon auf seiner Zunge, als Spaa Paula nachkam und seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Der moderne Ritter suchte sogleich durch allerlei Neuigkeiten Bergers Gedanken in Anspruch zu nehmen. Paula mischte sich in die Unterhaltung.

„Mama ist in Angst um euch," schaltete sie ein, „es kamen so lang keine Briefe von hier, da entschlossen wir uns, euch in die Stadt abzuholen, dort beginnt bald ein reges Leben; man muß doch in Zeiten Vorbereitungen dazu treffen, — überdies bietet das Landleben jetzt keine Reize mehr — nur gelbes Laub und Staub habe ich bemerkt."

„Gelbes Laub und Staub!" seufzte ihr Berger nach.

„Diesen Winter giebt es Bälle und Gesellschaften in Menge," fuhr Spaa fort, „und man freut sich ungemein auf die schöne Frau von Berger. Ich sage Ihnen, bester Baron, ihre Frau Gemahlin wird die Perle der schönen Welt sein."

Berger schmunzelte und räusperte sich geschmeichelt.

Paula hielt dies für ein günstiges Zeichen und sagte lebhaft:

„Sie machen ein Haus, bester Schwager, nicht wahr? Mama ist etwas leidend, da wird es bei uns ziemlich stille bleiben. Sie werden in ihrem Hause während der Wintersaison die Familie repräsentiren müssen."

„So weit es der Anstand erfordert, werde ich es allerdings thun," gab Berger kalt zur Antwort. „Wir werden hie und da uns in der Gesellschaft zeigen, und zu Ende der Saison auch eine Soirée geben, wenn es sein muß. Damit denke ich unserer äußeren Stellung zu genügen."

Paula wechselte mit Spaa einen vielsagenden Blick.

„Das sind Dinge, die sich finden werden," lachte dieser leicht hin. „Darüber reden wir später. Ich habe überhaupt mich noch über Manches mit Ihnen

zu berathen, theurer Baron, doch davon Morgen. Heute bedürfen wir der Ruhe."

Paula begab sich, von Emmi begleitet, bald auf ihr Zimmer. Dort fiel ihr diese unter Thränen um den Hals und klagte:

„Wie bin ich unglücklich, Paula! Mich tödtet die Langeweile. Nicht einmal lesen kann ich mehr. Berger weicht den ganzen Tag nicht von meiner Seite und doch bleibt er ewig kalt, steif, förmlich; kein warmer Händedruck, keine Zärtlichkeit, kein süßes Geplauder, nichts von alledem! Wie so ganz anders las ich es in meinen Büchern, war es in den wenigen Stunden, in denen ich Edmund sah, den armen Maler! O, diese Liebe kann ich bei Berger nicht vergessen, wie ich es hoffte!"

„Auf Zärtlichkeiten, auf ein süßes Verhältniß hast du bei dieser Heirath gerechnet?" rief Paula unwillig. Du arme, einfältige Schwester! Dachtest du denn hierbei an etwas anderes, als an Bergers Geld? An die Annehmlichkeiten, die du dir und uns damit verschaffen kannst? Nun begreife ich, daß du noch gar nichts für Mama gethan hast, die doch, wie du weißt, Bergers Geld so sehr bedarf. Du gehst seufzend in diesem schönen Schlosse umher, und lang-

weilst dich in deiner Sehnsucht nach Liebesglück, statt zu handeln für dich und Mama."

„Wie soll ich Berger näher kommen? Ihm vertrauen?" seufzte die junge, schöne Frau. „Ja, wenn er anders wäre!"

„Ja wohl, anders — nur nicht, wie du es verstehst," rief Paula ärgerlich, und suchte ihrer Schwester die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, Berger genau von den Verlegenheiten der Familie in Kenntniß zu setzen, und ihn zu bestimmen, mit seinem Reichthume ihre Stellung in der Welt zu sichern. Sie schilderte ihr des Hofraths Zustand nach den unangenehmen Entdeckungen, welche er gemacht, und der Mutter Befürchtungen in den lebhaftesten Ausdrücken, und meinte, Berger könne Emmi's Opfer, ihm anzugehören, nicht hoch genug erkaufen, — sie bat ihre Schwester, in der ersten vertraulichen Stunde sein Herz zu rühren, und seinem Verstande begreiflich zu machen, daß die Ehre ihrer Familie auch die seine sei.

„Vertrauliche Stunden!" klagte Emmi. „Ach, gute Paula, die kommen bei uns nicht — solches Glück ist mir nicht beschieden. Berger hat kein

Herz, keine Empfindung, er ist eine kalte Marmorstatue."

„Sage lieber eine hölzerne," fiel Paula spöttisch ein. „Doch dies hätte nichts zu sagen, wenn er nur sein Geld für das Glück der Familie, wie Mama zu sagen pflegt, verwenden wollte."

„Ich fürchte, Paula, in diesem Punkte ist er sehr schwer umzugänglich; wenn es Spaa nicht gelingt — ich — ich —"

„Spaa, immer Spaa, immer Er!" fuhr Paula heftig auf. „Immer seine Hülfe, immer seine Vermittlung — und ich bin es, die ihm danken soll! Geh, geh zu Berger, gleich jetzt! Es ist und bleibt eine unselige Geschichte bei uns Allen. Gute Nacht, Emmi, gute Nacht!"

Emmi verließ die Schwester mit wenig erfreulichen Empfindungen. Paula wurde es heiß und bange trotz des kühlen Herbstabends; es wurde ihr unheimlich in dem schönen, reichen Gemache. Sie schlug die schweren, seidenen Gardinen zurück und öffnete das Fenster, ihr glühendes Gesicht zu kühlen. Da blieb sie staunend stehen, gebannt durch den Zauber des wundervollen Anblickes, der sich ihr darbot. Vor ihr lag die breite Fläche des Boden-

see's ausgebreitet; vom Monde bestrahlt kräuselten sich seine Wellen silberhell bis weit hinein, wo sie sich in geheimnißvolles Dunkel verloren; aus diesem stiegen in ernster Majestät die Tyroler Alpen empor, ihr ewig weißes Haupt in den Himmel erhebend, der mit seinen funkelnden Sternen sie umkränzte, gleich einem prachtvollen Diadem.

Ein heiliger Schauer durchzitterte Paula, sie wagte kaum zu athmen, so tief ergriff sie dieser wundervoll erhabene Anblick.

Tiefe Stille herrschte in dieser zauberischer Welt. Selbst der Wind hatte sich in leises Säuseln umgewandelt, als empfinde er Scheu, diese schöne Nacht zu stören. Das Rauschen des See's war so gleichmäßig eintönig, und nahm jeden andern Laut so in sich auf, daß es als ein nothwendiger Gefährte dieser nächtlichen Ruhe erschien.

Aus des See's dunkler Ferne gleitete ein leichter Nachen in sein silberschimmerndes Gekräusel und schwamm langsam darüber hin. Er kam immer näher. Aus dem kleinen Fahrzeuge drangen leise, melancholische Töne, bald mächtig anschwellend, bald schmerzlich verhallend, wie ein wehmüthiger Klageseufzer.

Paula sah und lauschte gespannt in diese Nacht hinaus, die, voll wunderbaren Reizes, sie mächtig fesselte. Ihre schwanke Gestalt beugte sich immer weiter über die Brüstung des Fensters, je näher der Nachen mit dem Sänger kam. Die reinen, schwermüthigen Töne zogen sie an wie eine magnetische Kraft, und als sie immer deutlicher und klarer zu ihr herüberdrangen, lösten sich fast unwillkürlich erst einzelne Laute, dann eine leise Melodie aus ihrer bewegten Brust, die sich harmonisch mit dem Liede des Sängers vermischte.

Der Nachen lenkte dicht an der Terrasse vorüber, die von dieser Seite das Schloß von dem See trennte, und hielt einen Moment unter dem hohen Fenster, an dem Paula in der höchsten Spannung lehnte. Sie sah deutlich bei dem Scheine des Mondes eine hohe schlanke Gestalt in dem kleinen Fahrzeuge stehen, fest und ruhig, als sei sie dahingebannt, um den Zauber dieser wundervoll herrlichen Nacht noch zu erhöhen. Da plötzlich wandte sich der Sänger nach ihr hin, erhob sein bleiches Gesicht zu ihr empor und neigte dankend sein Haupt; dann flog der Nachen pfeilschnell von dannen.

Paula streckte mit rascher Bewegung die Arme

ihm nach, als könne sie ihn aufhalten in seinem Laufe; doch er entschwand wie ein täuschendes Luftgebilde. Nur der See in seiner erhabenen Schönheit lag noch vor ihren Blicken. — Ihr leiser Gesang verstummte, und, von einer namenlosen Empfindung hingerissen, stürzte sie auf die Knie, erzitternd in ihrem innersten Sein; sie preßte die gefalteten Hände auf die Brust und stammelte, überwältigt von dem Eindrucke dieser nächtlichen Scene:

„O, ewiger Gott!"

13.

Spaa hatte am andern Morgen eine lange Unterredung mit Berger, welche diesen nicht wenig verstimmte. Er machte in höchst übler Laune Spaa Vorwürfe, daß er ihn gleichsam zum Ehemann gemacht, und an diese Familie gefesselt habe, — und mischte auf höchst ergötzliche Weise ein geheimes Wohlgefallen, das er an seiner Frau empfand, mit dem Mißmuthe, welchen Spaa's Entdeckungen und Forderungen bei ihm hervorriefen. Seine Spar-

samkeit kam mit seinen Ansichten von dem, was der Anstand erfordere, in starken Conflikt, und er konnte lange nicht das, was er sollte, mit dem, was er wollte, in Einklang bringen.

Spaa erschöpfte, um von Paula einen warmen Dank zu erhalten, seine ganze Geduld an dem wunderlichen Schloßherrn, suchte die Hofräthin möglichst zu entschuldigen, hob hauptsächlich des Hofraths völlige Schuldlosigkeit an diesen Dingen hervor, und stellte Berger die Schande eines gerichtlichen Einschreitens in grellen Farben vor.

Dieser letzte Punkt besiegte endlich die Unentschlossenheit des zähen, reichen Barons; er trat seufzend an seinen Pult, holte mit zitternder Hast ein kleines Päckchen heraus, und reichte es gesenkten Blickes Spaa hin.

„Da, nehmen Sie," sagte er schnell, als befürchte er, Reue könne der That noch zuvorkommen. „Ich wollte dies heute meinem Banquier senden," fuhr er beklommen fort, „er enthält viel, dieser leichte, kleine Bündel, und wird hoffentlich ausreichen, die Verlegenheiten der Hofräthin zu decken. Sie soll sorgen, das keine neuen entstehen, denn solche Fatalitäten wollen mir nicht behagen. Das ist ja

ganz entsetzlich mit diesen Familiengeschichten! Sie sprachen mir von Freuden der Ehe — noch habe ich keine sonderlichen in diesem Verhältnisse gefunden. Ich kann Ihnen für Ihre Bemühungen in dieser Sache keinen Dank sagen, Herr von Spaa. In der That, Sie täuschten mich in vielen Beziehungen."

„Es ist Ihre eigne Schuld, wenn Sie das Glück, eine schöne Frau zu besitzen, nicht zu genießen verstehen," sagte Spaa ärgerlich, ließ sich aber nicht weiter auf Bergers eheliche Klagen ein; er war froh über den Besitz der Papiere, obwohl er deren genauen Inhalt noch nicht kannte. Er hoffte bei dieser Errungenschaft auf Paula's besonderen Dank, und ließ sich bei ihr melden, um ein Stündchen mit ihr zu verplaudern, doch sie ließ ihn abweisen und erschien erst bei der Mittagstafel.

Dies verstimmte ihn und kränkte seine Eitelkeit; er wollte den Beleidigten spielen, aber sie nahm keine Notiz davon. Sie war so still, so in sich gekehrt, und ein so wehmüthiger Zug lagerte auf ihrem blassen Gesichte, daß er auf die Vermuthung kam, es sei ihr irgend etwas besonders Unangenehmes begegnet. Dieser Gedanke besiegte schnell seine Empfindlichkeit wieder, und er versuchte mit Schmei-

cheleien und Aufmerksamkeiten sie heiterer zu stimmen.

Doch heute blieb sie völlig unzugänglich für ihn. Der von den Damen früher so verwöhnte Herr ließ sich unendlich viel von Paula gefallen; dagegen hatte aber auch er in vielen Dingen eine Macht über sie erlangt, welcher sie sich oft gegen ihren Willen unterwarf.

Sie fühlten sich Beide nicht glücklich in diesem Verhältnisse, und konnten und mochten es doch nicht auflösen. Spaa erschien es als eine wahre Unmöglichkeit, Paula zu verlassen, und für sie war er zu ihrem jetzigen Leben unentbehrlich geworden. So litt dies Verhältniß, das weder ein inniges Liebes-, noch wahres Freundschaftsbündniß war, an beglückender Harmonie. Sie quälten sich gegenseitig, liebten sich dann wieder, flohen sich, und fanden sich sogleich wieder zusammen; doch eben durch solche launenhafte Abwechslung blieb das erschlaffende Element, dem gewöhnliche Liebesverhältnisse so oft anheimfallen: die Langweile, dem ihrigen fremd, was besonders Spaa, der die Lebensgenüsse bereits erschöpft hatte, und ziemlich blasirt war, an Paula's Nähe bannte. Ihre Abhängigkeit von ihm

entsprang aus jener Selbsttäuschung, zu der geschmeichelte Eitelkeit so leicht verleitet. Sie wähnte eine Zeitlang den schönen, galanten Maltheser wirklich zu lieben, bald aber erkannte sie die Oberflächlichkeit ihrer Empfindungen, wie sie auch, jemehr sie Welt- und Menschenkenntniß sich erwarb, in Spaa nur eine ganz gewöhnliche Erscheinung mit etwas mehr Welterfahrung und Gutmüthigkeit fand, als bei der Mehrzahl seines Gleichen. —

„Es muß noch mehr erreicht werden," sagte sie mit dem trotzigen Tone zu ihm, als er ihr das gewichtige Päckchen zeigte, der keinen Widerspruch duldete; ich bleibe noch hier; kehren sie einstweilen zu Mama zurück. Ich will mein Heil bei dem geizigen Berger noch weiter versuchen."

Sie wollte, indem sie das sagte, Spaa täuschen. Sie war unwahr gegen ihn, wie beinahe immer, theils bewußt, theils unbewußt. Wie hätte sie ihm auch sagen können, weshalb sie länger zu bleiben gedachte, ganz allein bleiben wollte? — Nicht Geldinteresse, nicht das Wohl ihres Hauses fesselten sie länger hier, — nur der geheimnißvolle Sänger war es allein, der sie bestimmte, noch lange auf dem

Schlosse zu bleiben, den sie wiedersehen und Näheres über ihn erfahren wollte; auch kam es ihr nach dieser neuen Verpflichtung plötzlich sehr peinlich vor, um Spaa zu sein, — es graute ihr vor dem Danke, den er von ihr fordern würde, vor seinen Zärtlichkeiten und der Gewalt, die er immer mehr über sie zu erlangen strebte.

Ein unnennbares Etwas war in dieser wunderbaren, geheimnißvollen Nacht in ihre Seele gedrungen, und versenkte sie in träumerisches Brüten, das der stille Tag im Schlosse nicht zu zerstreuen vermochte. Sie wünschte sein Ende und die Nacht mit ihrem Zauber herbei. Spaa suchte sie begreiflich zu machen, daß das Interesse ihrer Familie sie zurückhalte, und er mußte ohne sie das Schloß verlassen, aber sobald er weg war, dachte sie nur an sich selbst. Spaa brachte ja augenblickliche Hülfe; jetzt war es an Emmi, Bergers Herz zu erweichen, und durch irgend ein Mittel sein Interesse für die Ihren wach zu erhalten.

Alle ihre Gedanken und Gefühle beschäftigten sich fortan nur mit dem nächtlichen Sänger. Sie erfuhr, daß er ein Nachbar Bergers sei, ein Sonderling, der

sich am Tage in seinem Hause einschließe, das eine hohe Mauer umgebe, und nur in der Nacht die Gegend durchstreife, mit einem leichten Nachen auf dem See wunderliche Fahrten mache, oder die höchsten Spitzen der nahen Alpen besteige. Ein alter Diener begleite ihn stets, sonst sei Niemand in seiner unmittelbaren Nähe. Man erzählte ihr noch allerlei abentheuerliche Dinge von ihm, doch Niemand hatte sie mit erlebt, Niemand konnte mit Bestimmtheit Näheres berichten. Als Berger seine Besitzung bezog, lebte er schon eine Zeitlang hier. Woher er gekommen, wer er sei, ob arm oder reich? man wußte es nicht.

Das Geheimnißvolle und Abentheuerliche, welches den Sänger umgab, erhöhte bei Paula noch mehr den Reiz jener nächtlichen Scene, die sich allabendlich wiederholte. Je öfter der Nachen unter ihrem Fenster vorüberfuhr, desto kühner mischte sich ihre Stimme mit der seinen, und er schien Wohlgefallen daran zu finden, denn sein Nachen fuhr immer langsamer in der Nähe des Schlosses, hielt oft eine kleine Weile dort an und er winkte dann, sich ernst verbeugend, ihr dankend zu. Ihre Aufregung steigerte sich von Stunde zu Stunde; aber ihr Wunsch, den

Sänger näher kennen zu lernen, ihn auch im Glanze des Tageslichtes zu sehen, blieb unerfüllt.

Eine heiße Sehnsucht zehrte an ihr, obschon sie keines bestimmten Wollens sich bewußt, kein anderer Wunsch ihr ganz deutlich war, als seine Stimme zu hören, und nur einmal recht tief in sein Auge zu schauen, an seiner Seite nur eine kurze Stunde auf den stürmischen Wellen dem Tode zu trotzen, und das Leben zu vergessen, das sie bis jetzt gelebt. —

Das Wetter wurde immer unfreundlicher, die rauhen Winde immer tobender; Berger, so ungern er auch unter den obwaltenden Familienverhältnissen in die Stadt zurückkehrte, fing doch an, den Landaufenthalt unbequem zu finden, und ließ Anstalten zur Abreise treffen.

Auf dem See sah man trotz Sturm und Regen noch immer den leichten Kahn durch die schäumenden Wellen gleiten, aber die Stimme des Sängers wurde übertönt von dem brausenden Winde und tosenden Wasser, nur einzelne gebrochene Laute erreichten noch hie und da Paula's Ohr; allein sie wurde nicht müde, diese zu erlauschen. Jeden Abend stand sie an dem hohen, offenen Fenster, auch wenn

der Wind noch so wild um sie tobte, und verließ es nicht, bis sie des Sängers hohe Gestalt gesehen und seinen Gruß erwidert hatte.

Jetzt sollte sie scheiden, sollte mit der Schwester zurückkehren zu den Freuden der Stadt! Wie langweilig, wie leer und schaal erschien ihr Alles, was sie früher gefesselt und gereizt hatte. Das glänzende Haus ihrer Mutter und Spaa's unvermeidliche Nähe! Ihr graute davor. Eine Stunde an dem hohen Fenster, wo sie hinausblicken konnte auf den wilden See, den des Sängers leichter Nachen zu beherrschen schien, ein Ton seiner Stimme, der durch ihre Seele klang, ein Blick aus seinem Auge, wog tausendmal Alles auf, was das Leben ihr seither geboten. Ihr unsteter Geist fühlte sich gefesselt und immer höher getragen in Sphären, in denen Erde und Himmel sich vereinen, in das Land der Liebe, wo glühende, irdische Leidenschaft mit himmlisch erhabenen Empfindungen in schöner Harmonie zusammmenschmelzen, wo Körper und Seele ein Ganzes sich fühlen, Eines geheiligt durch das Andere, Erdenwonne und Himmelsglück in sich aufnehmend. Maria's Bild war das einzige, was neben diesen Empfindungen noch Raum in ihrem Herzen

fand. Freundschaft und Liebe durchjauchzten ihre Seele — fort, fort mit allem anderen Lebenstand. Beiden fühlte sie sich nahe, eng verwandt, und ihr verworrenes Sein rang nach Licht und Klarheit, aber wenn die Nacht mit ihrem Zauber um war, und der graue Tag mit seinen Kleinlichkeiten im Schlosse, mit seinen Mahnungen an vergangene Zeiten sie verstimmte, so faßte es sie wieder zweifelnd an, diese edleren Gewalten traten erbleichend zurück, und sie sah nirgends Rettung, nirgends einen Ausweg für sich. Ein Chaos von Schmerz und Reue und unheimlicher Qual durchjagte sie, und trieb sie in einer so peinlichen Unruhe umher, daß sie es kaum noch zu ertragen vermochte.

Der morgige Tag war zur Abreise bestimmt, ihr erschien er als der Todestag all ihres Glückes. Halb wahnsinnig von innerer Aufregung sah sie dieser letzten Nacht am See entgegen. Es ließ sie nicht im Schlosse, nicht am hohen Fenster, — hinaus auf die Terrasse mußte sie, hinabsehen in die schäumenden Wellen, die ihn trugen. Immer näher zog es sie hin zu dem gefährlichen Element; der weiße Schaum bespritzte ihre Füße und benetzte ihre flatternden Locken. Durch gebrochene Wolken stieg

die Mondessichel und beleuchtete mit fahlem Scheine ihr bleiches Gesicht; der leichte Mantel, den sie umgeworfen, umflog sie, vom Winde gehoben, wie weiße Fittiche.

„Hin zu ihm, zu ihm — in seinen Armen ist Rettung!“ flehte ihr Herz. „In ihm ist der Inhalt deines ganzen Seins, — in ihm allein die Lösung deines ganzen Lebens; — er ist das Licht deiner Seele!“ durchzuckte es ihren Geist. „Ich liebe dich, liebe mich wieder!“ rief sie laut hinaus in die stürmische Nacht.

Da — ach, da kam der Nachen durch das tobende Element. Er stand darin wie ein übernatürliches Wesen, das Wind und Wellen gebieten kann. Sein Gesang tönte schwach durch das wilde Geräusch; jeder Laut klang in Paula's Herzen mit wahnsinnigem Weh: Lebe wohl, ewig wohl! —

Sie beugte sich immer weiter hinab. Plötzlich verstummte der klagende Gesang, und eine helltönende Stimme rief in gewaltigen Lauten ihr zu:

„Zurück! Zurück! Sie stürzen sonst herab!“

„In deine Arme!“ jauchzte Paula freudig auf,

und neigte ihre leichte Gestalt noch mehr über die schäumenden Wellen.

Der Wind erfaßte ihr flatterndes Gewand und trug sie mit sich fort in den tobenden See. —

Von dem Arme des Sängers umschlungen, erwachte Paula wieder zum Bewußtsein. Er hatte sie dem nassen Grabe entrissen und in den Nachen gerettet, der vorsichtig gelenkt nun einen Ankerplatz suchte.

Sie glaubte einen herrlichen Traum zu träumen und schloß das Auge wieder, um nicht erwachen zu müssen.

Der Nachen hielt. Mußte sie scheiden? Jetzt? Sie schauderte zusammen — und schloß das Auge fester zu.

Er hüllte sie in einen weichen Shawl, — sein kräftiger Arm hob sie empor, — die Schläge seines Herzens durchdrangen sie, sein Athem berührte ihre Wange; — leicht schritt er mit ihr dahin, als trage er ein Kind in seinen Armen.

Wie war ihr so wunderbar selig zu Muth! Sie lebte in diesen wenigen Augenblicken ein ganzes Leben voll Glück, denn einzig und allein empfand sie

nur die Wonne des Augenblicks, — an kein Erwachen mehr denkend.

Bald erreichten sie das Schloß. Die neugierigen Fragen der Diener schreckten Paula empor.

„O stille, stille!“ bat sie, und verlangte, nach ihrem Zimmer gebracht zu werden.

Der Fremde trug sie dahin. Es schien ihm schwer, sie aus seinen Armen zu lassen. Zögernd legte er sie auf den weichen Divan nieder, — dann wollte er sich entfernen; aber sie hielt seine Hand, schlug ihr großes Auge fragend zu ihm auf, sah ihm ernst in sein ernstes Antlitz, als wolle sie ihre ganze Zukunft darin erforschen.

„Leben Sie wohl!“ sprach er mühsam mit bebender Stimme.

„Warum haben Sie mich denn gerettet?“ frug sie vorwurfsvoll und richtete sich empor. „Sie hatten kein Recht dazu.“

Er warf einen schnellen, zweifelnden Blick auf sie. Die Gewalt dieses Blickes wollte den ihren niederdrücken, aber mit äußerster Anstrengung hielt sie ihr Auge fest auf ihn gerichtet.

„Wir sehen uns wieder!“ stieß er schnell heraus,

wie mit sich selbst im Kampfe, dann verließ er eilends das Gemach.

„Wir sehen uns wieder,“ sprach Paula ihm nach. „Nichts treibt mich von hier hinweg. —“

Am andern Morgen erschien sie nicht zur Abreise. Sie ließ sich bei Berger mit Kranksein entschuldigen und Emmi bitten, zu ihr zu kommen. Sie theilte ihr oberflächlich das Ereigniß der vorigen Nacht mit, sagte ihr, daß sie davon so angegriffen sei und erst in einigen Tagen nachkommen könne. Sie bat Emmi, ruhig abzureisen und ihr Niemand von A— hieher zusenden, — sie komme vielleicht schon Morgen dorthin nach.

Emmi fand das Abentheuer sehr romantisch, sehr interessant.

„Du Glückliche!“ seufzte sie. „Dein Leben bietet doch romantische Situationen! Wer weiß, was sich nicht Alles an dieses Abentheuer reihen kann; lasse dich übrigens nicht lange davon fesseln. Was würde Mama und gar Spaa dazu sagen?“

Paula überlief es eiskalt. Sie wünschte Emmi glückliche Reise, und drängte sie fort, um allen weiteren Fragen und Bemerkungen zu entgehen.

Dem Baron war dies Intermezzo höchst unan-

genehm; er fand es unschicklich, seine junge Schwägerin allein auf dem Schlosse zurückzulassen, konnte sich aber dennoch nicht entschließen, seine Abreise aufzuschieben. Dies hätte eine zu große Unordnung und Störung hervorgebracht. War doch das Ueberziehen von einem Orte zum andern ohnedies schon für ihn mit so vielen Unannehmlichkeiten verknüpft.

Der Besitz einer Frau und eines Landgutes machten dem reichen Manne sehr viel zu schaffen.

In Paula's Seele tönte es immer fort: Wir sehen uns wieder, — sie dachte an nichts anderes, wollte an nichts anderes mehr denken. Daß er Wort halten würde, daran zweifelte sie nicht, seit sie in sein ernstes Gesicht geschaut. Sie fand darin eine unantastbare Bürgschaft für sein Wort; dieses Antlitz konnte nicht lügen. Sehnsüchtig harrte sie sein, bis der Abend kam; in fieberhafter Aufregung ging sie durch die Gemächer des Schlosses und spähte nach der Gegend, wo er wohnte. Eine dichte Baumgruppe verbarg sein einsames Haus, nur von der Mauer, die es umgab, sah sie durch die Gebüsche etwas Weißes schimmern.

„Wir sehen uns wieder!" sprach sie träumerisch

vor sich hin. Da stand er neben ihr. Geräuschlos war er eingetreten.

„Wir sehen uns wieder!“ sagte er mit ernstem Lächeln, faßte ihre Hand und sah ihr forschend ins Auge.

Er sprach wenig mit ihr, und was er sagte, war ernst und einfach. Er frug sie mit fester Stimme, ob sie ihn liebe, für das ganze Leben lieben könne. Er sagte ihr offen, daß er der weiblichen Natur mißtraue, daß er fürchterlich betrogen worden sei, und deshalb schon lange als Einsiedler lebe, — da habe ihre nächtliche Erscheinung ihn gefesselt; ihr Gesang, so harmonisch mit dem seinen, habe ihn zu ihr hingezogen, er habe eine gleichgestimmte Seele in ihr geahnt, aber sein Mißtrauen ihn abgehalten, ihr näher zu kommen; ihre Begegnung gestern in den stürmischen Wellen, ihre Frage, warum er sie gerettet, habe es besiegt, er liebe sie, gestehe es ihr jetzt, und werde sie ewig lieben, — fordere aber Wahrheit von ihr, ob sie ihm, ihm nur allein angehören könne und wolle für das ganze Leben, ob sie unverbrüchlicher Treue fähig sei, und ob sie ihre Liebe noch keinem Andern verpfändet habe? —“

Sie bebte unter diesen Worten zusammen. Konnte

sie ihm ihre Vergangenheit bekennen, ohne fürchten zu müssen, ihn wieder zu verlieren? Sie wollte ja Alles, Alles vergessen — ihm, nur ihm noch angehören für alle Ewigkeit.

„Ich liebe dich namenlos, über Alles!" sprach sie. „Von dem ersten Momente an, wo ich deine Stimme vernahm, deine hohe, ernste Gestalt erblickte, war meine ganze Seele dein!"

„Du kannst dich täuschen," erwiderte er bebend, und eine Wolke zog drohend und bangend über seine Stirne. „Prüfe dich erst," fuhr er mit fürchterlichem Ernste fort. „Kannst du unbedingt mir vertrauen, ganz allein nur mir angehören, von allem scheiden, was du bisher geliebt und dem Fremdlinge folgen? Antworte mir nicht in diesem Momente der Aufregung. Ruhig sollst du es mir sagen. Morgen führe ich dich in mein einsames Haus dort drüben, dort sollst du mir Antwort geben. Bis dahin lebe wohl."

Er küßte ihre Stirne und ging geräuschlos wie er gekommen.

In Paula's Innern stürmte es wild durcheinander. Durfte sie so unbedingt, so grenzenlos dem Fremdling vertrauen? Konnte sie Alles hingeben

für ihn, für ein neues Leben, das sie nicht kannte? Und wenn er wirklich so rein, so erhaben war, wie sie glaubte, durfte sie ihm mit ihrer verworrenen Vergangenheit dann angehören? Mußte sie sich nicht losreißen, diese Nacht noch heimkehren? — Ach sie vermochte es nicht, und fühlte doch, daß das Schicksal, das sie herauf beschworen, zu groß für sie sei. Aus Maria's Arm hätte sie an sein Herz sinken müssen, dann wäre sie gerettet und namenlos glücklich geworden. Aber was zwischen damals und heute lag, wenige kurze Jahre und doch so Viel — mußte es ihn nicht von ihr trennen? Schied es nicht jedes reine Glück für immer von ihrer Seite? — Und dennoch, als er am frühen Morgen erschien, sank sie weinend an seine Brust und stammelte: „Ich liebe dich, bin ewig dein!"

Er küßte die Thränen aus ihren Augen, umfaßte sie warm und innig und führte sie hinüber in sein einsames Haus. Dort war es so still, so einfach; jeder Schmuck fehlte diesem Aufenthalte, den selbst eine hohe Mauer von seiner schönen Umgebung trennte. Hohe Bäume umschatteten einen kahlen Hof; keine Blume blühte hier, kein lebendes Wesen kam zum Vorschein. In

den Zimmern war es düster, Bücher bedeckten die Wände, Landkarten, physikalische Instrumente und dergleichen Zeichen ernster Beschäftigung waren sichtbar.

„Ich suchte in Poesie und Wissenschaft Vergessen meines Grams," sprach er mit einem Anfluge von Melancholie, „aber es wollte mir nicht gelingen, da trug ich ihn hinaus in die stille Nacht, und klagte meinen Schmerz der Mutter Natur, sie führte mich den rechten Weg des Heils; deine Stimme weckte mich aus meinen düsteren Träumen, sie tönte in meinem Herzen wieder und rief mich zu neuem Leben zurück. Aber ich wollte nicht mehr vertrauen, wollte nicht mehr glücklich sein. Ich war ein Thor, ich spielte eigensinnig mit meinem Grame, und würde dich nie in meine Arme geschlossen haben, wenn ich dich nicht dem Tode hätte abringen müssen. Als die Wellen dich erfaßten," fuhr er aufgeregter fort, „dich begraben wollten, da fühlte ich erst, wie theuer du mir warst, und als ich dich in meinen Armen hielt, an meinem Herzen dich erwärmte, sprach Alles in mir: sie ist dein. Und doch zauderte ich noch, wollte mich losreißen von dem süßen Lebensbande, das mich wieder umschlang, aber dein Blick, deine Frage

bezwangen alle Vorsätze, überwältigten das liebende Herz."

Paula umfaßte in seligem Entzücken den geliebten Mann.

Da trat er plötzlich mit einer abwehrenden Bewegung zurück, und ein Schatten flog über sein Antlitz.

„Ich verlange viel von dir, Paula," sagte er, wieder in seine ernste, ruhige Weise übergehend. „Ich verlange dein ganzes Leben. Hast du die Kraft, mich zu lieben, wie ich es bedarf, um glücklich zu werden — und dich beglücken zu können? Dein ganzes Dasein fordere ich von dir, Paula"!

„Es sei dein!" sprach sie leise.

Sie fühlte sich ihm ganz hingegeben, und doch war es ihr so beklommen bei dieser feierlichen Zusage.

„So habe ich wiedergefunden," rief er freudig und so innig und weich, daß ihre Beklommenheit entschwand, „Alles, was ich für immer verloren hielt, Liebe, Vertrauen, Glück!"

Er umfaßte sie und küßte ihre Augen, ihre Wange, ihren Mund unter hervorbrechenden Thränen.

„So bist du mein — mein allein — warst es

von ewig her — bist es ewig fort — du allein! fühlst du die Seligkeit, Paula, so ganz, so ungetheilt sich anzugehören, Körper und Seele in einem Gefühle, einem Gedanken der Unzertrennlichkeit, du und ich ein ewiges, untheilbares Ganzes in himmlischer wie irdischer Seligkeit! Liebst du mich, Paula, wie ich dich liebe?"

„Mein Arthur, ich liebe dich! Ewig liebe ich dich!"

O, seliges Glück, zu schön für diese Erde! —

Die Stunden dieses Tages gingen Paula dahin, wie ein Paradiesesleben. Sie dachte nicht mehr an die Vergangenheit, an keine Zukunft; die Gegenwart beherrschte sie mit ihrem namenlosen Glücke, das einfache Haus erschien ihr ein Himmel an Arthurs Seite, seine Ruhe und Stille süßeste Wonne.

Wie ungestört konnte sie dem Klange seiner melodischen Stimme lauschen und in sein schönes, ernstes Antlitz schauen; wie erhoben sie seine innigen, lieben Worte, in denen seine Seele sich ihr erschloß! Wie feurig und doch wie heilig war sein Kuß, der die glühende Empfindung seiner Liebe aussprach! —

Gegen Abend brachte er sie nach dem Schlosse zurück. Er sagte ihr, daß er einige Tage verreisen

müsse, bei seiner Rückkehr aber sich nie mehr von ihr trennen würde.

„Weshalb scheiden?“ frug sie bange.

„Um uns für immer vereinen zu können,“ antwortete er lächelnd. „Vertraue mir, wie ich dir vertraue. Auf frohes Wiedersehn, Paula!“

Er riß sich schnell von ihr los, als fürchte er mehr auszusprechen, als er jetzt wollte. Sie sah ihm schmerzlich nach. Mit seinem Verschwinden kehrte Bangigkeit bei ihr ein, und auf das Glück dieses Tages folgten schlimme Stunden für sie. Im Schlosse waren Briefe von ihrer Mutter und Spaa angekommen, sie waren voll bitterer Vorwürfe, voll dringender Mahnungen, schnellstens zurückzukehren. Diese Briefe führten sie in die Vergangenheit zurück, zeigten ihr das Bild ihrer Heimath, trübe Schatten auf ihr Liebesglück und seine Zukunft werfend.

„Warum grade jetzt solche peinliche Mahnung nach diesen Stunden heiliger Weihe zu einem neuen, besseren Leben?“ — rief sie schmerzlich aus. —

„Arthur, fliehen mit dir — fort — weit fort!“ mahnte eine Stimme in ihrem Innern. „Hinüber zu ihm in sein stilles Haus! Wirf dich vertrauens-

voll zu seinen Füßen, bekenne ihm Alles — klammere dich an ihn — und scheide nicht mehr von ihm!"

Sie sprang auf, sie wollte fort, — aber die nüchterne Besonnenheit kehrte ihr wieder und machte sie zaghaft. In einigen Tagen kam er ja zurück, dann wollte sie ihm die Verhältnisse ihrer Familie und ihre eigenen Verirrungen offenbaren, ihr Leben ganz ihm anheimstellen, wollte seine Großmuth und Liebe anflehen für sich und die Ihren. Trotz und Stolz waren dahin, — sie wollte nichts mehr, als ihm angehören, seine Liebe besitzen, — er sollte ihr vergeben, ihr Heiland, ihr Erretter sein, und sie, die Büßende, in seinen Himmel aufnehmen. Sie warf die Briefe aus der Heimath in die helllodernde Flamme des Kamins, sie wollte ihrer nicht mehr gedenken, und wenn er wiederkehrte, zu seinen Füßen sinken als eine zerknirschte Beichtende, als eine Gnade Flehende. —

Ihre edlere Natur, ihre reineren, weiblichen Empfindungen rangen sich siegreich hervor aus dem Schutte, der sie seither begraben. Die Liebe, diese mächtigste, menschliche Leidenschaft, gab ihr, in dem erhebenden Bewußtsein ihrer Erwiderung, die so schwer zu erringende Kraft der Demuth und Selbst=

erkenntniß, und beugte ihren Stolz und Trotz unter die Hoffnung liebenden Vergebens. — Sie schlummerte mit dem Gedanken an den Geliebten in selige Träume hinüber, und der frühe Morgen weckte sie als ein anderes, als ein besseres Wesen; sie eilte hinunter an den See mit seinen Wellen, welche sie liebevoll ihm zugetragen, sah mit dankendem Blick über sie hin und dann empor zu der Himmelsdecke, die in lichtblauer Reinheit sich über ihm wölbte. Es war ein heller Tag voll Sonnenschein; so unaussprechlich schön für Paula; ihr fehlte nicht das Grün der Bäume, nicht der Blumen Pracht, nicht der Vögel heiterer Gesang, sie bemerkte es nicht, daß der Winterschlaf die Natur schon halb umfangen hielt; in ihrem Herzen keimte und blühte ein Frühling empor, von heißer Sommerluft getrieben zu plötzlicher Entfaltung. Es wollte sie fast erdrücken, diese Gluth, dieses mächtige, neue Leben in ihr, sie preßte die Hände auf das volle Herz und suchte es zu beruhigen. In heiliger Scheu wandelte sie nach Arthurs einsamen Hause hin, und rief sich jedes Wort, das er mit ihr gesprochen, jede Liebkosung, welche sie beseligt, mit wonnevollem Entzücken zurück.

So trieb sie ein süßes, tief empfundenes Spiel

in den Stunden dieses heiligen Tages, doch wie es Abend wurde und düster, da bemächtigte sich ihrer eine ängstliche Spannung wieder; sie war so einsam, so allein, sie wußte nicht, wo er weilte, er hatte ihr so gar nichts von seinen Lebensverhältnissen mitgetheilt — das Geheimniß, das ihn umgab, machte sie bange. „Wie wird sich Alles lösen?" frug sie zweifelnd, und eine namenlose Sehnsucht nach ihm erfüllte sie. Es wurde ihr immer ängstlicher zu Muth in dem weiten, leeren Hause, selbst die hell strahlende Lampe, welche ein Diener brachte, machte es ihr nicht heimlicher. Sie barg ihr Gesicht in die elastische Lehne des Fauteuils, sie wollte nichts sehen, nichts hören mehr von allen Außendingen — nur an ihn wollte sie noch denken, alles Andere vergessen. — Da legte sich zärtlich ein Arm um sie, und ein Kuß brannte auf ihrem Nacken.

Ein Laut des Entzückens entfloh ihren Lippen. Sie wandte sich um und erkannte — Spaa, der neben ihr saß und sie nun rasch an seine Brust zog.

Sie wollte sich ihm entreißen, aber ihr Entsetzen war so groß, daß sie, wie von einem Starrkrampfe gefesselt, regungslos ihn gewähren ließ.

„Spaa!" stammelte sie todtenbleich.

„Warum so erschrocken, schöne Fee?“ frug er halb scherzend, halb vorwurfsvoll. „Ich denke, es ist höchste Zeit, daß Sie zurückkehren, Paula,“ fuhr er vertraulich fort. „Man spricht allerlei sonderbare Dinge über Ihren einsamen Aufenthalt; drum eilte ich schnell hieher, Sie abzuholen zu den beginnenden Freuden der Wintersaison. Sie leben ja wie in einem verzauberten Schlosse hier, und man munkelt von einem Prinzen, den Sie zu Ihrer Erlösung erwarten.“

Paula zuckte zusammen.

„Was soll dies? Reden Sie! Ich will nicht denken, daß Sie hier irgend eine Liaison fesselt? Nein, Paula, das will ich nicht glauben von dir!“ fuhr er zärtlich fort: „Ich habe die ersten Rechte an deine Liebe durch dich selbst, und das, was ich für deine Familie that, und immer noch zu thun bereit bin. Als Geliebter, wie als Freund habe ich das erste Anrecht an dich, und werde es auch zu behaupten wissen. Einem reichen Gemahle müßte ich allerdings weichen, diesem Schicksale mich ergeben, da ich dir meine Hand nicht anbieten kann; aber,“ fügte er lachend hinzu, „zum Hausfreund müßten Sie mich doch behalten, schöne Dame, — im Geheimen

würde ich Sie doch immer meinen lieben, süßen Engel nennen.“ Er umschlang sie fester und küßte sie feurig.

Sie stieß ihn heftig zurück.

„Halt!“ rief sie und sprang in die Höhe.

Sie wollte ihm entfliehen; da fiel ihr Auge auf den gegenüber stehenden Spiegel und blieb gefesselt daran hängen; ihr Blick heftete sich immer starrer auf das Glas, in welchem sie Arthur erkannte, der gegenüber zwischen der faltigen Sammetportiere stand, bewegungslos, bleich, entstellt.

„Arthur!“ stammelte sie in Todesqual.

Ein gräßlicher Blick traf sie aus dem Spiegelglase, ein dumpfes Stöhnen drang an ihr Ohr, und — er war verschwunden.

„Arthur!“ kreischte sie in wahnsinniger Verzweiflung ihm nach, und stürzte dann besinnungslos zusammen.

Um Mitternacht brannte das Haus des Fremden bis auf den Boden nieder. Nur die Mauern, welche es umgaben, blieben stehen; sie umschlossen den rauchenden Schutthaufen wie eine Grabstätte erloschener Hoffnungen.

Er selbst war spurlos verschwunden.

14.

Unter vielen Sorgen und Mühen brachte Spaa am andern Tage Paula von dem Schlosse hinweg. Sie war in einem ihm unerklärlichen Zustande. Er hatte die Erscheinung Arthurs nicht bemerkt; und sie gab ihm auf alle seine Fragen keine, oder nur wilde, verworrene Antworten, so daß er zuletzt eine beginnende, sehr bedenkliche Krankheit befürchtete, und nichts Besseres zu thun wußte, als sie möglichst schnell in die Stadt zu bringen.

Dort lag sie auch längere Zeit krank darnieder. Wilde Fieberphantasien wechselten mit völliger Abspannung aller ihrer Kräfte, und der Arzt erklärte ihre Krankheit für ein sehr bedenkliches Nervenfieber.

Spaa kam nur selten, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen; er hatte einen panischen Schrecken vor solch ansteckenden Krankheiten; auch

die Hofräthin empfand eine ähnliche Abneigung. Zwar sorgte sie für alle Bedürfnisse Paula's, kam aber selbst nur selten in das Krankenzimmer. Berger und Emmi schlossen sich förmlich von dem großen Hause ab; Paula's Krankheit gab ihnen dazu eine erwünschte Ausrede. Sie selbst empfand die ängstliche Kälte ihrer Verwandten nicht, da sie bewußtlos in ihrer kleinen Stube lag, und unempfindlich gegen jede Hülfeleistung war, ob diese von fremden oder verwandten Händen kam.

Im Pfarrhause wußte man nichts von diesen Vorfällen, sonst hätte Maria nicht an ihrem Lager gefehlt.

Zuweilen schlich der Hofrath an Paula's Bett, die Gefahr, in welcher sie schwebte, weckte in ihm das Bewußtsein seiner Liebe zu ihr wieder; oft trieb es ihn mitten in der Nacht in den ungeordneten Raum des zweiten Stockes, an die Thüre von ihrem Gemach, dort lauschte er ängstlich eine Weile und ging dann schwer seufzend wieder fort.

So gingen mehrere Wochen hin, da senkte endlich ein tiefer Schlaf der Kranken stets offene Augen, er dauerte mit wenig Unterbrechungen einige Tage fort, und sie erwachte aus ihm wieder zum

Bewußtsein, doch war sie so schwach, daß sie kaum sprechen, viel weniger denken konnte. Sie war wie ein unmündiges Kind, und nur langsam kamen ihre Körperkräfte, noch langsamer ihre geistigen wieder. Die innige Verschmelzung dieser, wie ihre Abhängigkeit von einander, stellte sich in Paula's Zustande sehr deutlich zur Schau, was für sie ein Glück war, da erst, als ihr Körper wieder ziemlich hergestellt war, sich auch deutlicher ihre Gedankenwelt entwickelte, und so der Schmerz ihrer Seele, welcher dadurch aufgestachelt wurde, wenigstens einige Tragkraft in ihrem Körper fand. Als sie außer Bett sein konnte, befahl der Arzt, sie in ein anderes Zimmer zu bringen. Nur mit Widerstreben verließ sie ihr ruhiges Gemach. Es graute ihr in den ersten Stock hinabzusteigen. Die Hofräthin hatte es aber so angeordnet, und neben dem Wohnzimmer ein hübsches Kabinet herrichten lassen; sie hoffte, daß Paula dort bald wieder Besuche empfangen, und nach kurzer Zeit in die gesellige Welt zurückkehren könne, deren längeres Entbehren ihr kaum noch möglich erschien.

Obgleich die Summe, welche sie durch Spaa von Berger zum Ordnen ihrer Verhältnisse erhalten

hatte, viel kleiner war, als sie gewünscht und erwartet, so war dieselbe doch ausreichend, über augenblickliche Verlegenheiten hinweg zu helfen, und in diesem Winter nicht ohne Zerstreuungen leben zu müssen. Paula's Krankheit aber hatte alle Unterhaltung bis jetzt dem Hause ferne gehalten, die Hofräthin sah daher sehnsüchtig ihrer Genesung entgegen, und konnte nicht schnell genug die Kranke in eine anständige Empfangstoilette bringen. Mit Entsetzen bemerkte sie aber jetzt Paula's zerstörte Reize. Die langen, dunkeln Locken fielen theils von selbst von ihrem Haupte, theils mußte man sie abschneiden; aus dem hageren Gesichte blickten die großen Augen unheimlich hervor, und die Unregelmäßigkeit ihrer Züge fiel unschön auf. Die reizende Paula war durch diese zerstörende Krankheit wieder häßlich geworden, auch wollte die frühere Lebendigkeit ihres Geistes nicht wiederkehren. Sie saß entweder still und gebrochen in ihrem weichen Lehnstuhle, oder weinte stundenlang bitterlich. Es war ihr peinlich, Jemand bei sich zu sehen, und wahrhaft greulich war ihr Spaa's Anblick, aber die Gutmüthigkeit des galanten Ritters und seine große Vorliebe für Paula führten ihn immer wieder zu ihr zurück.

Er schob ihr gereiztes Benehmen gegen ihn auf Rechnung der kaum überstandenen Krankheit und ihr noch gestörtes Nervensystem.

Die Hofräthin aber wurde immer ärgerlicher über Paula's Zustand. Konnte sie auch Zerstreuung und Unterhaltung außer dem Hause suchen, so war sie doch zu sehr daran gewöhnt, das ihre belebt zu sehen, und in dem Glanze, den sie darin zu entfalten pflegte, Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihres luxuriösen Sinnes zu finden, als daß es ihr lange erträglich gewesen wäre, die kostbaren Gemächer nicht erhellt und mit bunter Abwechslung belebt zu sehen. Aber Paula blieb noch immer leidend, Berger und Emmi abgeschlossen von ihrem Hause und auch so ziemlich von der übrigen Welt. Es brachte sie fast zur Verzweiflung, daß sie nicht einmal bei ihrem Schwiegersohne die Familie repräsentiren konnte. Berger öffnete sein prächtig eingerichtetes Haus nicht für gesellige Unterhaltung; er besuchte wohl hie und da mit seiner schönen Frau eine Gesellschaft, aber sein Salon verschloß sich der eleganten und vergnügungssüchtigen Welt noch immer. Er nahm sich vor, am Ende des Winters eine Soirée zu veranstalten, dabei seinen

Reichthum zu entfalten und seiner Stellung damit Genüge zu thun. Nichts vermochte ihn aus seiner steifen Förmlichkeit herauszubringen, und Emmi, welche ihre zärtlichen Blicke nicht verstanden und erwidert sah, verfiel nach und nach in Gleichgültigkeit gegen ihren Gemahl sowohl, als auch gegen die Verhältnisse und Wünsche ihrer Mutter. Sie folgte Berger mechanisch in die Kirche, in Theater und Koncerte, auf öffentliche Spaziergänge, an noble Vergnügungsorte, und war dabei immer kostbar geputzt, steif und abgemessen. Sonntags empfing oder erwartete sie im blauen Salon, auf dem rothen Divan sitzend, Besuche, Berger stand neben ihr, bis die übliche Empfangsstunde vorüber war, dann führte er sie auf die Promenade, dann zum Mittagstische, den immer die feinsten Speisen bedeckten, an dem es aber aller Unterhaltung, außer der des Essens selbst, mangelte, denn nur höchst selten wurde ein Gast zugezogen, von der Familie nie Jemand. So lebte Emmi in einer reich ausstaffirten Langweiligkeit ihre Tage in der Stadt wie auf dem Lande hin.

An der Hofräthin zehrte fortwährender Aerger und auch allerlei Besorgnisse. Theodor kam häufig zu sei-

ner Mutter, und verlangte, oft in brutaler Weise, das Gegebene zurück. Es war nicht gerade böser Wille von ihm, sondern eigene, drückende Verlegenheiten, die ihn dazu veranlaßten. Der für die Familie so unnütze Reichthum Bergers machte ihn wüthend. Zu was hatte man denn auch die schöne Emmi dem widerwärtigen Junggesellen zur Frau gegeben, als im Interesse der ganzen Familie sich seines Reichthums zu bemächtigen? Man hatte nicht bedacht, daß Geiz nicht leicht zu besiegen sei, oder vielmehr, daß eine so streng geordnete, berechnende Lebensweise, wie Berger sie zu führen gewohnt war, nicht leicht umgeändert werden könne. Es wurde zu viel auf Emmi's Reize vertraut. Der formelle, steife Mann aber sah seine Frau mehr als ein Prachtstück für sein Haus, mehr als ein kostbares Möbel an, daß er durch viele Selbstopfer erworben, als daß sie in ihm wärmere Gefühle erweckt hätte. Entweder besaß er solche gar nicht, oder Emmi verstand es nicht, sie bei ihm anzuregen. Es war wohl das letztere der Fall, denn eine schöne Frau kann, wenn sie nur den richtigen Moment zu benutzen versteht, auch die kälteste, männliche Natur bezwingen. — Emmi träumte und schwärmte zu viel, das verstand

Berger nicht, und ihrer Sentimentalität sagte der Reiz des Sichunglücklichfühlens fast noch mehr zu, als ein vertrautes Zusammenleben mit ihrem Gemahl. Sie sehnte sich wohl nach zärtlichen Stunden, ihr weiches Herz, wie die Langweile hielten diese Sehnsucht insgeheim wach, aber Berger hatte für so stille Sehnsucht keinen Sinn, denn in seinem pedantischen Wesen lag eine unnatürliche Gefühlskälte dem schönen Geschlechte gegenüber, dessen Umgang er erst in späteren Jahren zugänglich geworden war, daß es, sie zu besiegen, anderer Mittel bedurfte. — Sein Leben hatte hauptsächlich nur die Berechnung und Vermehrung seines Vermögens, seine kleinliche Ordnungsliebe und seine Sorge für den Anstand ausgefüllt. Er lebte früher beinahe ohne alle Umgangsverhältnisse, und erst, als er sich endlich überzeugte, daß es doch ein anständiges Vergnügen sei, der Welt seinen Reichthum zu zeigen und als Baron die Gesellschaft zu besuchen, trat er schüchtern in dieselbe ein, und kam so auf langsamem Wege in gesellige Beziehungen. Als sich aber neben seinem Titel auch sein Reichthum bemerklich zu machen anfing, kam man ihm zuvorkommend entgegen, behandelte seine Eigenheiten schonend und gewöhnte sich

mit Leichtigkeit an sein steifes, förmliches Betragen. Berger wurde aus einer und derselben Ursache für manche Familie ein wichtiger, interessanter Mann und mit Artigkeiten überschüttet, bis er die schöne Emmi an den Altar führte. Jetzt konnte er nur noch eine Rolle spielen, wenn er ein großes Haus machte. Man erwartete dies in den Kreisen, in denen er sich bewegte, wie es auch die Hofräthin sicher gehofft hatte; nun sah man sich getäuscht, zuckte die Achseln, besprach alle seine Wunderlichkeiten und Widerwärtigkeiten in schonungsloser Weise, und gönnte dabei insgeheime der Hofräthin diese Enttäuschung ihrer brillanten Erwartungen, mit welchen sie, um ihre eigne, schlimme Lage zu verbergen, so unklug war zu prahlen. —

Das Leben in dem großen Hause drohte immer einförmiger und der Hofräthin unerträglicher zu werden. Da raffte Paula sich plötzlich wieder empor. Ihr Trotz, ihre Bitterkeit erwachten von Neuem und begannen einen Kampf mit ihrem Herzen; sie suchte in Verachtung des Lebens Schutz gegen den Schmerz, und verdrängte mit dieser unheilvollsten Waffe ihre besseren Empfindungen wieder. Der böse Dämon, dem man immer freies Spiel bei ihr gelassen, den kein

liebendes Mutterauge bei dem zarten, hülfebedürftigen Kinde verscheucht hatte, machte seine alten Rechte geltend und stand triumphirend in Paula wieder auf. Sie zwang sich in die frühere Lustigkeit hinein, lachte, war wieder freundlich mit Spaa, und machte Pläne mit ihm zu den verschiedenartigsten Zerstreuungen. Ihre Liebe zu Arthur, dieses große, mächtige Gefühl, das plötzlich alles Bessere in ihr entflammt hatte und es zu lebendiger That gestalten wollte, suchte sie mit bitterem Hohne zu verdrängen. Er hatte sie verlassen, ungefragt, ungehört sie verdammt, ein einziger Moment, der sie ihm als schuldig zeigte, war hinreichend gewesen, sie zu verdammen, ihn auf immer von ihr zu scheiden, — er hatte sie nicht geliebt, nicht so geliebt, wie sie ihn, sie wäre ihm in die Hütte gefolgt, — und er, er, der große Mann, mit seinem scheinbaren Edelmuthe, ihn schreckte Spaa's Kuß und dessen fades, leichtfertiges Geplauder auf immer aus ihrer Nähe. Konnte eine so große, erhabene Seele, wie die seine ihr erschienen war, so handeln? Nein, o nein, es war ein trügender Schein, der ihn umgab, Täuschung, Lüge! Es gab nirgends Wahrheit, nirgends eine wirklich große Empfindung! Ihr erschien Alles verächtlich.

Klug das Leben genießen, haschen nach dem, was sich bot, war am Ende das Beste, was man thun konnte. Früher hatte sie oft die Ansichten ihrer Mutter leise gerügt, in ihrem Innern getadelt, jetzt pries sie dieselben laut als die beste Lebensphilosophie, und stürzte sich gewaltsam in einen Strudel von Vergnügungen.

Das Haus der Hofräthin wurde bald wieder das besuchteste und eines der glänzendsten in der Stadt. Paula versteckte oder ersetzte durch Kunst, was Krankheit und Schmerz an ihren Reizen zerstört hatte. Beim flimmernden Kerzenscheine, in ihrer wilden Aufregung, erschien sie noch interessanter als früher, aber auch genußsüchtiger und frivoler, nur wer sie genau beobachtet hätte, würde entdeckt haben, wie es ihr zuweilen unheimlich in den dunklen Augen blitzte, und über die blassen Züge der lustigen, lachenden Dame oft plötzlich ein jähes Weh zuckte.

Von jetzt an schloß sich Paula auch mehr an Theodor an, der den größten Theil des Winters in der Stadt zubrachte, und berathschlagte mit ihm, wie es möglich zu machen sei, in diesem Taumel fortzuleben. Sie fürchtete sich vor jeder ruhigen

Stunde; nur Aufregung und fortwährende, abwechselnde Zerstreuung war es, was sie begehrte, was fortan ihr Leben ausfüllen sollte. Sie empfand einen entschiedenen Widerwillen gegen Spaa seit jener verhängnißollen Stunde, wo durch seine Dazwischenkunft Arthur sie verlassen; aber auch darüber wurde sie Meister. Sie konnte Spaa nicht entbehren, sie brauchte ihn jetzt mehr als früher, sonst hätte sie ihn aufgegeben, — so aber, weil sie ihn haben mußte zu ihrem jetzigen Leben, fesselte sie ihn wieder an sich. Er hatte den meisten Einfluß auf Berger, und suchte auf Paula's Wunsch stets zu vermitteln zwischen ihm und der Hofräthin.

Berger aber, dessen schwache Seiten Spaa gar zu häufig benutzte, wurde dadurch immer unzufriedener mit seiner Heirath und unzugänglicher für seine Frau.

Der Winter ging mit seinem flüchtigen Vergnügungsrausche zu Ende, und der mißmuthige Baron entschloß sich mit den ersten warmen Sonnenstrahlen, lange vor der anständigen Zeit, auf sein Landgut zu ziehen. Er wollte den Ansprüchen der Familie seiner Frau entgehen, wurde aber noch vor seiner Abreise dazu gebracht, eine bedeutende Summe gegen

eine Hypothek auf das Haus der Hofräthin zu leihen. Er wurde gerade am Tage vor seiner Abreise von seinem Schwager mit dieser Angelegenheit überrascht. Sie kam ihm so unerwartet, und er war so ärgerlich darüber, daß er diese Geschäftssache schneller und unüberlegter abmachte, als er es sonst bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte. Er verlies die Stadt in der höchsten Verstimmung. Emmi's langweiliges Leben an seiner Seite, drohte immer einförmiger, immer unerquicklicher zu werden.

Die Hofräthin und Theodor aber lachten über ihre gelungene List. Die Hypothek war eine ungültige. Theodor hatte sie mit einem geschickten Helfershelfer zu Stande gebracht und seinen Schwager damit betrogen.

Paula wußte wohl, daß man Berger mißbrauche, allein sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um darüber nachzudenken, oder gar zu fragen: auf welche Weise es geschehe. Sie lebte mit jagender Hast von einem Tage in den andern hinein, und suchte sich immer mehr zu betäuben. So sank ihre begabte Natur scheinbar immer tiefer. Sie gab sich alle Mühe, jede bessere Regung, jedes Gefühl der Reue zu ersticken, und nur dem Mo-

mente mit seinen flüchtigen Genüssen und Aufregungen zu leben. Spaa war ihr steter Gefährte. Zuweilen wohl kam ihm ihr wildes Jagen etwas unheimlich vor; er wünschte hie und da im Stillen, minder an sie gefesselt zu sein, doch graute es ihm wieder vor dem Gedanken, ohne sie ein langweiliges Leben zu führen, denn er mußte sich eingestehen, daß nur der dämonische Reiz ihres Wesens ihn fortreiße und die gähnende Blasirtheit verscheuche, deren Nahen er früher schon empfunden. Es rächte sich jetzt einigermaßen an ihn, daß er die Schwächen des jungen Mädchens benutzt hatte, sie schnell dahin zu bringen, von seinen Huldigungen sich geschmeichelt zu fühlen, bezwungen zu sein, und dadurch abhängig von ihm zu werden. Jetzt wurde er ganz von ihr beherrscht, ihre Launen, ihm Befehle, was sie wollte, mußte unbedingt geschehen. Sie nahm es lachend hin, daß er sein ganzes Vermögen ihren Wünschen opferte. Er ist doch mehr werth als Arthur, sagte sie mit bitterem Hohne, er opfert mir, was Werth für ihn hat, und er — er konnte nicht ein einziges Wort für meine Liebe, für meine ganze Seele zum Opfer bringen, nicht eine kleine Frage seinem Stolze abringen! O, fort! fort

mit seinem Andenken — fort mit ihm — mit Allem, was mir je heilig war! Er sollte mein Engel, mein Heiland werden — und wurde mein böser Dämon, der mich vollends in den Abgrund hinunter jagt. Wohlan! jauchzend, lachend will ich hinuntertaumeln in frühen Tod — oder Wahnsinn!

Sie wollte lachen bei solchen Gedanken, aber ihr Lachen führte meistens zu Thränen, die wie glühende Tropfen brennenden Schmerzes hervorquollen; durch diesen heißen Schleier, der sich über ihr ruheloses Auge wob, sah sie häufig Maria's Bild von heiligem Scheine umgeben. Ich liebe dich, Paula, flüsterte es ihr zu, mein Herz zeihe keiner Lüge. Meine Liebe ist treu und wahr, komme zu mir, ich rette dich! Unwillkürlich faltete sie dann bei solchen Visionen die Hände wie zum Gebet — aber zu schnell verscheuchte immer wieder Arthurs Gestalt, von ihrem bittern Weh umdüstert, die lichte Erscheinung der Freundin. „Betrug! Lüge ist Alles, Alles!“ schrie sie auf, und stürzte wieder, lärmend sich selbstbetäubend, an Spaa's Arm in den Strudel des Lebens.

Seit ihrem Abschied von Karl war Paula nicht mehr in Friedfeld gewesen. Auch der Pfarrer kam

nur selten mehr in die Stadt, schon längere Zeit hatte man ihn gar nicht mehr in dem Hause seines Bruders gesehen. Die Hofräthin erwähnte der verwandten Familie, die ihr stets lästig gewesen, niemals, und es schien, als ob man die Bewohner des friedlichen Pfarrhauses gänzlich vergessen habe. Da mahnte der Hofrath an sie. Er sprach häufig mit einem tiefen Seufzer den Namen Albrecht aus. Ueberhaupt nahm bei ihm eine, anfänglich kaum bemerkbare, Veränderung auffallend zu. Seit jener heftigen, unangenehmen Aufrüttelung aus seinem gleichmäßigen Gedankengange, die durch die schlimmen Verhältnisse seines Hauses hervorgerufen wurde, war er nie mehr ganz zu seiner gewohnten Lebensweise zurückgekehrt. Er wich, erst kaum merklich, dann immer mehr von ihrer Pedanterie ab. Selbst nachdem seine Frau ihn völlig über die Vermögensverhältnisse beruhigt hatte, blieb etwas Zerstörtes an ihm sichtbar; er kam aus einer gewissen Verworrenheit nicht mehr heraus, ja sie nahm immer mehr zu, und wirkte selbst störend auf seine Amtspflichten ein. Er fand nicht mehr die rechte Stunde für seine Geschäfte, für die gewohnten Studien und noch weniger für die gewohnte Unterhaltung,

welche er sich sonst jeden Abend erlaubt hatte. Je mehr die pedantische Regelmäßigkeit seines Lebens nachließ, desto umflorter wurde sein Verstand, oder war Jenes eine natürliche Folge von Diesem? Von den Seinen merkte Niemand sonderlich auf diese Veränderung, bis sich auf einmal heftige Gefühlserregungen bei ihm zeigten, was, als etwas ganz Außergewöhnliches, seiner Umgebung auffallen mußte. Es schien, als ob bei der Abnahme seiner Verstandeskräfte die Gefühlswelt in ihm, nachdem sie ein Lebenlang in starrem Schlafe gelegen, nach Erwachen ringe, — als ob sich unverdrängbar ein Bedürfniß nach Liebe in ihm rege, und dieser göttliche Funke, ehe er zu seinem heiligen Urquell zurückkehre, in ihm aufathmen wolle zum Bewußsein seines Lebens. —

Unruhig trieb es den Hofrath im Hause umher, aus seiner düsteren, abgelegenen Stube in die hellen belebten Räume, in denen die Seinen sich bewegten. Aber der einsame Mann wurde dort nicht beachtet, nicht verstanden, da rief die Liebe in ihm: Albrecht, Albrecht — und dieser Herzensruf trat voll schmerzlichen Sehnsuchtsklanges über seine Lippen.

Paula, welche in dem unsichern Treiben ihres eigenen Lebens des stillen Vaters Liebesbedürftigkeit nicht bemerkt hatte, hörte diesen wehmüthigen Ruf und wurde tief erschüttert dadurch.

Die Hofräthin, welche ganz andere Dinge beschäftigten, beobachtete ihres Mannes verwandeltes Wesen nur höchst oberflächlich, es ärgerte sie, wenn er sich zu ungewohnter Stunde im Familienzimmer einfand. Was hatte er auch da zu thun, der sich sonst nie um seine Familie bekümmerte? Lasteten nicht auf ihr alle Sorgen? Waren die Feinde nicht längst wieder beschwichtigt, und seine Stube von lästigen Besuchern befreit? Was konnte, was sollte sie mehr thun — was er mehr verlangen?

Aber endlich nahm er ihre Aufmerksamkeit doch in Anspruch. Sie erhielt Winke, daß man ihn wegen Geistesschwäche pensioniren müsse, jedoch die Rücksicht für ihn beobachten wolle, ihn um seine Pensionirung bitten zu lassen. Sie erschrak darüber, es war dies eine neue, fatale Geschichte; sie gab ihrem Range, ihrer öffentlichen Stellung einen Stoß, denn ein pensionirter Hofrath ist bald ein vergessener Mann. Ueberdies wurde sein Gehalt dadurch sehr geschmälert.

Sie beobachtete ihn nun näher, und konnte kaum

begreifen, daß es ihr bis jetzt entgangen, wie auffallend kindisch ihr Mann geworden sei. Dem Gesuche um seine Pensionirung war nicht mehr auszuweichen, und sie suchte sich so gut als möglich darüber zu trösten. Was aber sollte man mit dem gänzlich unbeschäftigten Manne anfangen? Das war eine Frage, deren Lösung sie immer mehr in Anspruch nahm.

Er blieb nicht mehr in seiner Stube, und seine häufige Gegenwart in den vorderen Zimmern des Hauses war nichts weniger als erfreulich, ja oft recht störend für sie. Sie beschloß deshalb, und schützte dafür Rücksicht auf seine Gesundheit vor, ihn auf das Land zu seinem Bruder zu bringen. Nach einer Berathung mit ihren Kindern und Spaa schrieb sie an den Pfarrer, setzte ihm diese Angelegenheit auf recht einleuchtende Weise auseinander und legte sie ihm dringend an's Herz. Sie bot ihm, wie selbstverständlich, eine bestimmte Summe als Kostgeld an. Umgehend erhielt sie die einfache Antwort: der Hofrath sei jede Stunde auf das Herzlichste im Pfarrhause willkommen, aber nur als Bruder und Gast, nicht als bezahlender Kostgänger! — je früher er komme, desto mehr werde die Freude sich dadurch erhöhen.

Die Hofräthin kam in einige Verlegenheit über

diese Antwort. Sie wollte nicht gern besondere Dankverpflichtungen gegen die verwandte Familie haben, und beschloß daher, Paula hinauszusenden, damit sie die allzuzarten Rücksichten des Pfarrers beseitigen möge. Aber Paula erschrak vor dem Gedanken, Maria zu begegnen, und weigerte sich, den Auftrag zu übernehmen. Auch Theodor schlug die Mission auf das Bestimmteste aus, und da die Hofräthin sich nicht selbst dazu entschließen konnte, unterblieb die ganze Sache einige Zeit. Aber der Hofrath wurde eine immer peinlichere Erscheinung in seinem Hause; er störte die Freuden darin und rief so sehnsüchtig den Namen seines Bruders, weinte sogar zuweilen, daß endlich Paula ihre Einwilligung gab, den Vater nach dem Dorfe zu begleiten.

Mit dem bittern Hohne, der sich in alle ihre besseren Empfindungen mischte, und diese vollends zu untergraben drohte, half sie sich auch über das beschämende Gefühl hinweg, das sie bei dem Gedanken empfand, in das friedlich stille Pfarrhaus zu treten. Trotzig und entschlossen, jede mildere Erregung niederzukämpfen, machte sie sich mit dem Vater auf den Weg nach Maria's Heimath.

15.

Dort war, seit Karl das Pfarrhaus verließ und nach Amerika zurückkehrte, keine wesentliche Veränderung vorgegangen. Es war und blieb ein stilles, friedliches Leben, von einem Hauche der Trauer durchweht, seine Heiterkeit von den Schmerzen des Lebens umflort. Nur der kleine Emil, Karls zurückgelassener Sohn, verbrachte seine Tage in ungestörter Lust. Er vermißte nichts, was ein Kinderleben beglücken kann. Mit mütterlicher Sorgfalt und Liebe war Maria bemüht, dem Kinde Alles zu bieten, damit es nie die fehlenden Eltern vermisse; und es entbehrte sie auch nicht, da so treue Liebe es umgab. Die todte Mutter war Emils Gedächtniß ganz entschwunden, und des fernen Vaters dachte er nur, wenn Maria von ihm erzählte.

So wuchs der Knabe heran in kindlicher Freude

und Lust, blühend und stark, ein junges, frisches Leben, das jedes Auge erfreute. Die Kinder des Dorfes spielten mit ihm, und überall begegneten dem schönen Kinde freundliche Blicke.

Rosine, die Wirthstochter, glaubte durch die Stunde, wo sie den Knaben und seine Mutter gepflegt, ein kleines Recht an das Kind zu haben, und interessirte sich deshalb sehr für den kleinen Emil. Wenn sie ins Feld hinaus mußte, und es nur möglich machen konnte, ging sie am Pfarrhause vorüber, und sprach ein wenig ein, um nach Emil zu sehen. Maria erfreute diese Theilnahme so sehr, daß sie das gutmüthige Mädchen recht lieb gewann, und nach und nach deren Vertraute wurde.

Das hübsche Bauernkind hatte trotz ihrer rothen Backen und lachenden Augen einen Herzensschmerz. Sie liebte Georg, den Burschen, den wir bereits kennen, aber er war einer armen Wittwe Sohn, deshalb kein standesmäßiger Bewerber für sie. Ihre Eltern wollten diese Neigung nicht dulden, und Rosine hatte viel Schmerz und Kummer darob. Der Bursche verließ das Dorf, um sich in der nahen Stadt einen Dienst zu suchen, und wo möglich das nöthige Geld zu erwerben, zu einer Heirath mit ihr

Rosinens Liebe folgte ihm nach, sie hielt ihm standhaft das gegebene Wort der Treue, hatte aber dadurch böse Tage im Hause ihrer Eltern, und das alte Lied von Trennung der Herzen, wo Stand und Geld nicht zusammenpassen, fand auch hier seine schlimme Geltung. Aber wahre Liebe ist nicht so leicht zu besiegen. Rosine blieb treu, wies jeden andern Freier ab und suchte Trost bei Maria, welche die schlimme Lage des Mädchens im Hause ihrer Eltern zu mildern suchte, und endlich die Wirthin bestimmte, ihre Tochter dem Pfarrhause als Magd zu überlassen.

Dort fühlte sie sich ganz zufrieden in ihrem neuen Berufe, obgleich sie Georg nur höchst selten sehen durfte; sie glaubte fest an seine Liebe und Treue, und dies war ihr vorerst genug, auch fand ihr einfaches, frommgläubiges Herz Heiterkeit und frohen Muth in dem festen Vertrauen, daß der liebe Gott gnädig über dem Lebensgeschick seiner Kinder walte. Er wird Alles zum Besten lenken, war ihre fromme Zuversicht, die auch ihr Geliebter mit ihr theilte.

Der kleine Emil, welcher schon früher Rosine lieb gewonnen hatte, schloß sich immer mehr an das

freundliche, gutmüthige Mädchen an, sie lachte stets so fröhlich und scherzte und spielte mit dem schönen Kinde in jeder freien Minute. Ihre Stimmen tönten den ganzen Tag in heiterer Lust durch das Haus, das ohne sie immer stiller geworden wäre.

Maria dachte mit tiefem Schmerze an Paula, mit banger Sorge an Karl. Von der Freundin hörte sie gar nichts mehr, von Karl kam nur selten Nachricht, und traf eine solche ein, so war sie nicht sehr erfreulicher Art. Er hatte in Amerika mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen, seine ganze Kraft und Entschlossenheit aufzubieten, um sich auf dem Boden der neuen Welt zu halten, und sich dort eine Stellung zu erringen. Endlich, so schrieb er in seinem letzten Briefe, habe er es dahin gebracht, ein kaufmännisches Geschäft in New-York zu gründen, und um es schneller in die Höhe zu bringen, wolle er eine längere Reise in entfernte Länder unternehmen, dort Handelsverbindungen anknüpfen und Waaren einkaufen. Seit diesen Nachrichten war aber schon eine geraume Zeit hingegangen, und diese Ungewißheit, dieses Bangen um sein Schicksal drückte Maria schwer; nur der Anblick Emils konnte

sie zuweilen die Sorge um seinen Vater vergessen machen. Aus des Kindes tiefen, dunkeln Augen strahlte ihr sein Blick entgegen und erfüllte sie mit süßer Wonne; auch Paula's schönes Auge fand sie bei dem Kleinen wieder, aus seinem lieben Angesichte, aus seinen kindlichen Zügen leuchteten ihr heilige Erinnerungen entgegen. In dem Kinde umfaßte sie drei Wesen, ihr unendlich theuer — umfaßte sie ihres Lebens Wonne und Schmerzen. Wie sehnte sie sich oft nach Paula! Sie konnte es noch immer nicht glauben, daß ihr die Freundin ganz verloren, für immer verloren sei. In ihrem reinen, treuen Herzen stand mit unauslöschlicher Schrift: sie werde dereinst zu ihr zurückkehren, und das Glück wahrer Liebe dem bunten Schimmer ihres jetzigen Lebens vorziehen. Sie kannte in ihrer Unschuld und Unerfahrenheit die verlockende Gewalt nicht, die in täglich neuem Sinnenreize sich findet und kleine Leidenschaften zu so umfaßender Stärke zu steigern vermag, daß sich ihnen Alles unterwirft, Verstand, und Herz, jedes reinere, bessere Gefühl, bis das Verderben hereinbricht, und ein Abgrund sich öffnet, der Hölle gleich, versengend, verzehrend, vernichtend.

Den Pfarrer quälten im Stillen viele Besorg-

nisse um Karl. Er mochte sie vor Maria nicht aussprechen, deren tiefe Liebe er längst durchschaut hatte. Er sah oft sorgenvoll auf sein Kind, das einer festen Stütze im Leben bedurfte. Sie war so einfach und häuslich erzogen, nur für das Leben an der Seite eines liebenden Mannes, nicht für ein Alleinstehen in der Welt. Sein Aelterwerden machte ihm zum erstenmale Sorgen, und es bedurfte seines ganzen, frommen Gottvertrauens, um den Muth nicht zu verlieren, wenn er an alle Möglichkeiten der Zukunft Maria's dachte. Er hatte den letzten Rest seines Vermögens Karl mitgegeben, der dies freilich nicht wußte. Wenn dieser Unglück hatte, nicht wiederkehrte, so blieb nach seinem Tode seinem Weibe und Kinde nicht genug, um sie vor Mangel zu schützen. Manchmal regte sich ein leiser Vorwurf in seinem Innern, daß er nicht mit mehr Ueberlegung gehandelt, aber bei guten Werken, die er ausübte, dachte er eben nie an mögliche unangenehme Folgen für seine eigenen Verhältnisse. Mit dem Gedanken an Gottes Schutz suchte er seine Zweifel und Befürchtungen zu zerstreuen. Mußte nicht der Himmel an seinem lieben Kinde belohnen, was er Gutes gethan — mußte nicht die Saat, die

er ausgestreut, ihr Früchte bringen? — Allein auch diese gläubige Zuversicht konnte den Ernst des sonst so heiteren Mannes nicht mehr verscheuchen.

Auch die Pfarrerin, obgleich sie sich mehr mit täglichen, kleinen Sorgen beschäftigte, und durch Fleiß und nützliche Eintheilung von der kleinen Besoldung etwas zu erübrigen suchte, schüttelte oft bedenklich den Kopf zu Karls langem Schweigen. Dazu kam bei ihr die so verzeihliche Mutterschwäche, die ihr manche kummervolle Stunde bereitete; sie konnte es nämlich nicht verschmerzen, daß ihre einzige Tochter, ihre liebliche Maria jede Bewerbung um ihre Hand kalt und ganz entschieden zurückwies. Sie hätte ihr so gern den grünen Myrtenkranz um ihre blonden Flechten gewunden, und sie als Braut im schneeweißen Kleide am Altare gesehen. Was sollte einst aus ihrem Kinde werden, wenn nicht die glückliche Frau eines braven Mannes? Im Stillen freilich dachte sie manchmal an Karls Liebe zu Maria, aber dieser Gedanke war ihr mehr peinlich als beglückend, denn daß er kommen und ihr Kind, ihr einziges Kind, mit fortnehmen könne in die weite Welt, fort von ihrem Mutterherzen auf Nimmerwiedersehn, erfüllte sie mit Schrecken und Angst.

So hatte Jedes seinen eignen, geheimen Kummer, seine eignen Wünsche und Hoffnungen.

Die Gedanken des Pfarrers beschäftigten sich auch noch häufig mit seiner Familie in der Stadt, von der er indessen gar nichts mehr hörte. Er mochte ihr Haus nicht mehr betreten, seit er einsah, daß er doch nichts dort ändern könne. Ihr Benehmen gegen Karl hatte ihn empört und schied ihn von ihnen; doch konnte er nicht aufhören, sie zu bedauern, besonders seinen Bruder, der doch eine mehr nur passive Schuld an Allem trug.

Durch alle diese trüben Nebel, die sich über das friedliche Pfarrhaus lagerten, brach aber doch in manchen Stunden ein schöner, milder Sonnenschein, der es lieblich beleuchtete.

So saß eines Tages Maria heiter spielend mit dem kleinen Emil unter dem blühenden Baume, der seine duftenden Zweige weit an der Mauer des Hauses hinstreckte bis unter die Fenster der kleinen Studierstube des Pfarrers. Emil machte höchst sonderbare Gartenanlagen auf einem Stückchen Erde, in die Maria vergebens etwas Ordnung zu bringen versuchte; der eigenwillige Knabe zerstörte immer wieder, was ihre Hand schuf, und wußte mit tausend

neuen Einfällen ihre Pläne zu durchkreuzen. Diese rege Thätigkeit ergötzte Maria; sie gab sich bei dem Spiele des Kindes einer ungetrübten, wahrhaft mütterlichen Freude hin. Der Pfarrer sah aus seinem Fenster durch die Zweige des Baumes verstohlen auf die Kinder herab; aber Maria merkte es wohl, und voll Stolz auf ihren Zögling, glaubte sie, des Vaters freundlicher Blick gelte nur ihm allein; darum winkte sie hinauf, nickte heimlich in liebendem Einverständnisse ihm zu, und ihre Augen glitten von dem Vater immer strahlender auf das spielende Kind. Da nahten sich von der Straße her Schritte dem Garten, es rauschte zwischen den Gebüschen, — doch Maria hörte es nicht, sie lauschte eben dem Schlage einer Nachtigall, deren süße, melodische Töne ihr Herz von dem Kinde hinweg zu seinem fernen Vater zogen. Der Pfarrer, welcher die Schritte vernahm, konnte durch die blühenden Zweige nicht recht nach jener Seite sehen, auch interessirte es ihn weiter nicht, denn es war wohl nur Rosine, wie er meinte, welche Geschäfte im Garten zu besorgen hatte.

Aber zwischen den blühenden Gebüschen nahte die bleiche Paula mit ihrem Vater. Sie war trotzig

eingetreten, doch das Geräusch ihres kecken Trittes, das Rauschen ihres seidenen Gewandes machte sie erbeben. Sie blieb stehen und kam mit all ihrem bittern Hohne nicht über den Eindruck hinweg, den der Anblick dieses Gartens, dieses Hauses auf sie hervorbrachte. Die reine Luft, welche sie umwehte, die blühenden Gebüsche, der Gesang der Vögel, dieser idyllische Friede, Alles stürmte auf ihre besseren Empfindungen ein. Sie wagte nicht weiter zu schreiten, wankend lehnte sie sich an den Stamm eines Baumes; dort unter jenen blüthenreichen Zweigen voll singender Vögel sah sie Maria neben dem spielenden Kinde; ihr blaues Auge blickte aufwärts nach dem gefiederten Sänger, der ihre Seele in ferne Welten entführte. Welch ein Glanz schimmerte in diesem Auge! Es strahlte wie der blaue Himmel über ihm, dessen schöne Farbe es trug, — die sonst so runde, blühende Wange war zarter und länglicher geworden, sammetartig lag ein sanftes Roth darauf, gleich dem ersten Jugendschmelze. Die leichte Wehmuth, welche über dieses klare Antlitz hinzog, verlieh ihm einen erhöhten Reiz.

Paula blickte erschüttert auf dieses liebe, schöne Bild. Vergebens kämpfte sie mit einer mächtig sich

regenden Rührung, sie rief alle ihre bitteren Empfindungen hervor, ihre Täuschungen, ihren Groll, ihren Schmerz, Arthur und ihr ganzes vergangenes Leben, — umsonst, sie vermochte nicht länger die Thräne zurückzuhalten, die in ihr Auge trat — eine Perle aus der Meerestiefe ihres Herzens! Sie stieg empor aus dieser Unergründlichkeit des Menschenlebens, als ein Zeuge seiner wunderbaren Geheimnisse, die ganz zu schauen und zu fassen noch Niemand vermochte. Wohl mag es Herzen geben, die, gleich einem ruhig stillen See, den hohe Wälle beschützen, bis auf den Grund ihrer Tiefe schauen lassen, — da sieht man liebliche Pflanzen, weiße Steine und Muscheln, die in ungetrübter Reinheit durch das klare Wasser schimmern, kein Sturm wühlt sie empor und rast um sie her; — in ungestörter Ruhe, geschützt gegen jede Einwirkung von Außen, bleibt ihr einförmiges Dasein jedem Kampfe fern. Aber nur im Kampfe, nur im Ringen verschiedener Lebenselemente, im Toben mächtiger Leidenschaften, im Aufruhr gewaltiger, sich widerstrebender Massen kann das wahrhaft menschlich Große sich entfalten, oder muß untergehen, je nachdem es sich gestaltet, ob die kampfbewegten Mächte von den sie umgebenden, oder in sie ein-

dringenden Lebensverhältnissen fortgerissen, gehoben oder gestürzt werden.

In Paula's leichtbeweglichem Wesen kämpfte, von dem überwältigenden Eindrucke hingerissen, den Maria und ihre ganze Umgebung auf sie machte, ihr besseres Selbst einen momentanen Sieg. Sie warf sich zu Maria's Füßen nieder, verbarg ihr Gesicht in der Freundin Schooß und schluchzte:

„Maria, vergieb! O vergieb!"

Maria wußte nicht, wie ihr geschah. Sie faßte mit zitternden Händen Paula's theures Haupt und suchte es emporzurichten.

„Meine Paula! Meine liebe Paula!" rief sie freudig. „Du kehrst zu mir zurück! du bringst uns deinen Vater, du wirst bei uns bleiben, uns nimmermehr verlassen!"

Diese vertrauensvollen Worte zuckten stechend durch Paula's Seele. Ihr Auge wurde wieder trocken, und ein bitteres Lächeln spielte um ihre trotzig aufgeworfenen Lippen.

„Heute bleibe ich hier, bei dir, Maria. Lasse uns diesen schönen Tag genießen!" sagte sie rasch. „Lasse uns an nichts Anderes denken! Du weißt ja," setzte sie scherzend hinzu, „ich bin ein verlornes

Geschöpf, wie Karl sagte, mir ist nicht mehr zu helfen."

Maria wurde bleich. Sie wollte Paula nicht lassen, schlang ihre Arme um die Kniende, und suchte mit zärtlicher Gewalt sie festzuhalten; allein mit einer leichten Bewegung entschlüpfte ihr diese und zeigte, um Maria's Gedanken abzulenken, auf den Hofrath, der mit dem kleinen Emil sich beschäftigte.

Der Knabe war auf den alten Mann zugelaufen, als er ihn furchtsam zwischen den Gebüschen stehen sah, und frug ihn neugierig und mitleidig, wer er sei. Kindisch lächelnd folgte der Hofrath Emil, der ihn zu Paula und Maria hinzog.

Auch der Pfarrer kam jetzt in den Garten und bewillkommte seinen Bruder, der sich weinend wie ein Kind an ihn schmiegte. Auf seinem vertrockneten Gesichte leuchtete es zwischendurch wie matter Sonnenstrahl, der plötzlich in tiefe Schatten fällt, und gab ihm ein eigenthümlich rührendes Aussehen.

Dem Pfarrer traten Thränen in die Augen.

„Armer Bruder!" murmelte er und drückte ihn fester an das Herz. „Ich lasse dich nimmer aus meinen Armen."

Paula beschäftigte sich an diesem Tage viel mit

Karls Kind, weniger aus einer stark hervorgetretenen Neigung für den hübschen Knaben, als um einen Gegenstand der Unterhaltung zu haben, der auch Maria's Gedanken in Anspruch nahm. Sie scheute sich, ungeachtet des höhnischen Trotzes, in den sie sich wieder hineingezwungen hatte, mit Maria allein zu sein; sie wollte von ihr nicht in die Vergangenheit zurückgeführt, weder gefragt werden über ihr seitheriges Thun, noch über die Zukunft. Lüge wurde ihr Maria gegenüber schwer, die Wahrheit ganz unmöglich. Die reine, unerfahrene Maria sollte keinen Blick in ihr wildes, verworrenes Leben thun, sie konnte seinen bittern Schmerz so wenig, als seine flüchtige Lust begreifen; sie war ein Stern, der immer höher über ihr schwebte, ihr immer ferner rückte. Bei ihrem ersten Zusammensein hatte sie sich ihr nahe gefühlt, dann drängte es sie zu ihr zu beten, — jetzt aber fühlte sie sich ihr entfremdet, und weder der Liebesstrahl in Maria's Auge, noch ihr eigenes noch immer warmes Gefühl für sie konnten eine innige Annäherung herbeiführen. Der erste Augenblick hatte Paula hingerissen, doch sie erkannte sogleich seinen kurzen Bestand, und versuchte darum auch nicht, Maria in

eine neue Täuschung hineinzuführen. Es wurde ihr bald unbehaglich in der Ruhe und dem Frieden des Pfarrhauses, sie ertrug diese Stille nicht mehr und suchte sie mit erzwungener Lustigkeit zu verscheuchen. Sie jagte sich mit dem Kinde herum, scherzte mit Rosine, welche staunend die vornehme Dame betrachtete, die so herablassend war. Schüchtern fragte sie dieselbe, ob sie den Georg Weber nicht kenne, er sei aus dem Dorfe und nun ein vornehmer Kutscher bei einem Chaisenvermiether in der Stadt.

Paula, welche diese Frage sehr naiv fand, lachte und frug das Mädchen, ob dieser vornehme Kutscher ihr Liebster sei.

Rosine erröthete und nickte verlegen.

„Ich will mich nach ihm erkundigen," scherzte Paula fort. „Er soll um deinetwillen zum Leibkutscher unseres Hauses erhoben werden. Ist er hübsch, der glückliche Georg? Soll ich ihm deine Grüße bringen?"

So neckte und scherzte sie, dann lief sie wieder mit Emil umher.

„Das ist eine gute Dame!" sagte die Magd zu ihrer sanften Herrin, „nur so wild, so ausgelassen."

Maria seufzte. Es wurde ihr bang zu Muth, immer weher um das Herz bei Paula's fremdartigem Wesen.

Als der Abend kam, schied Paula. Sie sagte Allen ein flüchtiges Lebewohl, wollte es auch bei Maria thun, aber deren Arm umfaßte sie so fest, daß sie sich ihm nur langsam entwinden konnte. Maria's Lebewohl war so schmerzlich, ihre treue Liebe und ihr namenloses Leid lagen so deutlich in dem zitternden Tone ihrer Stimme, in dem langen, warmen Kusse, dem wehmüthigen, feuchten Blicke, daß Paula nicht so schnell, als sie wollte, ihr entgehen konnte.

„Paula, meine Paula, wie lasse ich dich so ungern scheiden!" klagte Maria.

„Lebe wohl! Lebe wohl!" rief Paula heftig und sprang in den harrenden Wagen.

Er rollte fort.

Maria sank zusammen und bedeckte ihr Gesicht.

„Warum weinst du, Maria, liebe Mutter?" frug eine kindliche Stimme neben ihr, und kleine Händchen bemühten sich, ihre Hände von dem thränenfeuchten Gesichte zu lösen. „Lasse dich doch ansehen!" fuhr Emil bittend fort, „ich will dich lieb

haben, sieh, und ich habe auch schöne Blumen für dich."

Da hob sie das Kind zu sich empor, preßte es unter Thränen lächelnd an ihr Herz und fand Trost und Freude in seinem lieblichen Anblicke, seinen kindlichen Liebkosungen.

Durch die sandige Ebene, welche nach der Stadt mit dem hohen Dome führte, rollte Paula's Wagen leicht dahin, von einigen Cavalieren begleitet, die ihr entgegengeritten waren, an ihrer Spitze Spaa, der sich sehr vertraulich mit ihr unterhielt.

In den glänzenden Zimmern des großen Hauses hatte die Hofräthin bereits eine Gesellschaft versammelt, als Paula mit ihrer Begleitung ankam. Bei leichten Scherzen, bei Spiel und Champagner ging der Abend lustig hin, und Paula betäubte die erwachten, tiefern Empfindungen schnell wieder durch die Aufregung ihrer Sinne.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

haben; sieh, und ich habe auch schöne Blumen für dich."

Da hob sie das Kind zu sich empor, preßte es unter Thränen lächelnd an ihr Herz und sah Freude in seinem lieblichen Antlitz, seinen englischen Liebkosungen.

Durch die sandige Ebene, welche nach der Stadt und dem hohen Tempel führte, rollte Paula's Wagen leicht dahin, von einigen Bewunderern begleitet, die ihr entgegengeritten waren, an ihrer Seite sprangen und sich sehr vertraulich mit ihr unterhielten.

In den glänzenden Zimmern des großen Schlosses hatte die Gräfin bereits eine Gesellschaft versammelt, als Paula mit ihrer Begleitung anlam. Bei leichten Gesprächen, bei Spiel und Champagner ging der Abend lustig hin, und Paula betäubte die erwachten, tiefern Empfindungen schnell wieder durch die Aufregung ihrer Sinne.